B'nai B'rith

MONATSBLÄTTER DER GROSSLOGE FÜR DEN ČECHOSLOVAKISCHEN STAAT
X. I. O. B. B.

JAHRGANG V. NUMMER 8. OKTOBER 1926.

Die Palästinafrage im Lichte der Soziologie.

Von Obermagistratsrat Dr. M. Feith.

Ich bin mir bewußt, einen Gegenstand zu behandeln, der heikel ist an sich und noch heikler wird dadurch, daß er mehr von der Parteien Haß als von der Parteien Gunst getragen wird. Dem einen werde ich zu jüdisch, dem anderen zu deutsch, dem einen zu alttestamentarisch, dem anderen zu modern erscheinen. Gerade deshalb will ich meine Ausführungen auf eine solide Grundlage zu bringen versuchen und ich rufe die jüngste Wissenschaft, die Gesellschaftslehre, oder wie sie zünftig genannt wird, die Soziologie, als Eideshelferin an.

Die Soziologie ist schier so alt wie die in Gemeinschaften lebende Menschheit und da, wie gerade die Soziologie zeigt, die Gemeinschaft früher war als der Mensch (Society is prior than men, Spencer), so ist sie eigentlich älter als das Individuum Mensch. Ein Stück Soziologie gibt uns das Buch der Bücher, die Bibel, die — entgegen den Behauptungen der jüngsten Soziologen — einen Staat ohne Klassen zeigt, also einen Staat, der wohl ursprünglich durch Gewalt geschaffen, sich doch nicht auf Grundlage der Gewalt entwickelte. Gott ist der Herr dieses Staates und vor diesem Herrn sind alle Menschen gleich. „Was ist der Mensch, daß ich seiner gedenke." Daher gibt es eine herrschende und keine beherrschte Klasse. Daher das Sabbatjahr und das Hall- oder Jobeljahr, die alle Ungleichheiten des Besitzes ebnen sollten, — wenigstens theoretisch.

Auch die Politeia Platons ist eine Art Soziologie — vielleicht könnten wir besser sagen Sozialphilosophie —, weil sie nicht die Gesetze des Werdeprozesses eines wirklichen Staates darstellt, sondern eines Staates, wie er sein soll. Ein Staat, von Weisen gelenkt, von Wächtern geschützt, die kein zeitliches Gut erwerben durften, ein Staat, der die Kindererzeugung regelte und jene Kinder dem Tode weihte, die nach den Gesetzen der Staatseugenik nicht in die Welt gesetzt werden sollten, sei die beste Grundlage für die Entwicklung der Gesellschaft. Aber Platos Staat war nie und kann nie sein, weil, bevor die Menschheit zu der Höhe der Entwicklung gelangt, wie sie der

Staat Platos voraussetzt, der Staatsbegriff längst zu existieren aufgehört haben wird.

Die Soziologie als bewußte, heute noch heiß umstrittene Wissenschaft, besteht kaum hundert Jahre und als ihre Väter können Auguste C o m t e, S p e n c e r und Lorenz S t e i n angesehen werden.

Es wäre verlockend und eine Aufgabe für sich, die „Drei-Stadien-Theorie" August Comtes zu beleuchten, der vom Individuum ausging und über Familie, Clan, Stamm, Nation zum Staate gelangte, oder Spencers Anschauung, der von der Gesellschaft als Aggregat ausgeht und zur Gemeinschaft als System gelangt, oder Steins an Hegel gebildeten Staatsbegriff, der hellseherisch schon im Jahre 1842 die Dinge reifen sah, die im Jahre 1914 ihre bitteren Früchte trugen.

Das alles ist aber nicht in einen engen Rahmen zu pressen. So will ich nur einiges über die G r u n d z ü g e d e r G e s e l l s c h a f t s - l e h r e sagen, d i e d a s I n d i v i d u u m n i c h t i n s e i n e r V e r - e i n z e l u n g b e t r a c h t e t, s o n d e r n a l s M i t g l i e d e i n e r G r u p p e. Bis Comte war die Meinung allgemein, das Individuum sei das Primäre und die Gemeinschaft eine quantitative Zusammenfassung einzelner Individuen. Ganz anders ist die auf biologischer Grundlage aufgebaute Anschauung über Individuum und Gemeinschaft.

Individuum ist, wie O p p e n h e i m e r sagt, „ein problematischer Begriff, wenn nicht geradezu eine Fiktion, so doch sicherlich ein Gradbegriff. Wo beginnt das Individuum bei niedrigen Wesen, die sich nur durch Teilung und Sprossung, nicht aber zwiegeschlechtlich vermehren? Eine Amöbe ist für den alltäglichen Begriff ein Individuum. Jetzt beobachten wir, wie sie sich einschnürt und in zwei unabhängige Wesen zerfällt. Wo ist das Individuum geblieben? Ist es in einem seiner Teile oder in beiden? In welchem. Die erste aller Amöben lebt in allen weiter. Und wie wird der Mensch zum Individuum? Im intrauterinen Leben? Und wenn, in welchem Ausbildungszustande des Embryo? Vor oder nach der Geburt? Wenn nach der Geburt, dann hätte der Schlag der Schere, die die Nabelschnur zerreißt, aus einem Individuum zwei gemacht." B e r g s o n sagt: „Ein Organismus von der Natur eines höheren Wirbeltieres ist das individuierteste aller Organismen. Wenn man aber bedenkt, daß es nur das Entwicklungsprodukt des Eichens ist, das dem Körper seiner Mutter und eines Spermatozoids, das dem Körper seines Vaters angehörte, und daß das befruchtete Ovulum eine wirkliche Verbindung der beiden Erzeuger darstellt, da es ihren beiden Substanzen zugleich angehört, so erkennt man, daß jeder individuelle Organismus bis empor zum Menschen nichts anderes ist, als eine Knospe, die auf dem kombinierten Körper seiner beiden Eltern gewachsen ist.

Wo also beginnt und wo endet das Lebensprinzip? Für das höhere Seelenleben kommen wir mit der zoologischen Betrachtung der Art nicht mehr aus.

Es gibt im naturwissenschaftlich strengem Sinne ein einziges Individuum, nämlich d a s g a n z e L e b e n i n s e i n e r E r s t r e c k u n g ü b e r Z e i t u n d R a u m."

Aus all dem ersieht man, wie gesagt, daß das Individuum nicht das Primäre ist, sondern daß es sich erst aus der Gruppe herausdiffe-

renziert hat. Es steht nicht am Anfang der Entwicklung, sondern am Ende. Erst eine durch viele Generationen gehende Entwicklung kann das selbstherrliche Individuum hervorbringen, das sich von der Gruppe löst. Bezeichnend ist es, daß das Kind den Gruppeninstinkt mit auf die Welt bringt, während das Ich-Bewußtsein erst gegen das dritte Lebensjahr hin auftaucht. Das Kind spricht bis dahin in der dritten Person von sich selbst. Will sich ein Individuum von der Gruppe loslösen, dann ist es entweder ein Verbrecher oder ein Eroberer. Beide lösen sich vom Gruppeninteresse los, beide sind Brecher des Gemeinschaftsgeistes, aber der eine unterliegt und wird vom Gruppeninteresse aufgesogen, der andere siegt und gibt der Gruppe das Gesetz. So stehen Held und Verbrecher, soziologisch betrachtet, nahe beieinander.

Die Gesellschaftslehre zeigt nun den theoretischen Werdegang des sozialen Prozesses. Der soziale Prozeß ist „die Betätigung menschlicher Masse in Raum und Zeit“. Schon das höhere Tier hat neben dem Selbsterhaltungstrieb auch den Trieb zur Vergesellschaftung. Dieser Trieb reicht bis in die anorganische Welt hinein. Man spricht vom Kristallisationsprinzip der Steine. Diesen Trieb nennt Tönnies Wesenswillen (an Schopenhauer orientiert) und stellt ihn in Gegensatz zum Kürwillen, während ihn Oppenheimer als Wir-Interesse bezeichnet und ihn in Gegensatz zum Ich-Interesse stellt. Schaeffle nennt das Gesellschaftsbewußtsein einen Trieb, der den gesellschaftlich verbundenen Einzelpersonen immanent ist. Und Goethe sagt im Faust: „Die schlechteste Gesellschaft wird Dich lehren, daß Du ein Mensch nur unter Menschen bist“.

Das Wir-Interesse ist vorsozial, das Ich-Interesse sozial.

Die Entwicklung geht vom Wir- zum Ich-Interesse, vom Wesenswillen zum Kürwillen.

Die soziale Gruppe, in der sich der Wesenswille, das Wir-Interesse am stärksten auslebt, ist zweifellos die Familie. In ihr geht das Wir-Interesse in dem Ich-Interesse und das Ich-Interesse in dem Wir-Interesse so ohne Rest auf, daß die Grenzen zwischen beiden kaum zu erkennen sind. Die Verbindung mit dem Vergangenen ist durch die Eltern, die mit der Zukunft durch die Kinder gegeben und Ahne und Enkelkind verwachsen mit den Kindern zu einem einzigen Individuum. Daher findet in der Familie sowohl der instinktive Trieb, der Wesenswille, wie auch der Kürwille, die Vernunft, das Ich-Interesse, Nahrung und Befriedigung. Diese starke Verbindung des Individuums mit der Familie mag wohl auch der Grund sein, der moderne Soziologen, wie Tönnies und Oppenheimer, davon ausgehen läßt, daß die Familie gewissermaßen die Keimzelle der Gesellschaft bildet. Andere freilich, wie Müller-Lyer und Spencer, sind der Meinung, daß die Gesellschaft der Familie vorausgegangen ist.

Hier müssen wir des Verständnisses wegen den Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft einfügen. Gemeinschaft und Gesellschaft sind beide eine Summe von Individuen. Die Gesellschaft ist aber, im Prinzip genommen, nur eine Addition der Individuen, während die Gemeinschaft eine Potenzierung, möchten wir sagen,

bedeutet. Freilich, in Wirklichkeit geht die Gesellschaft regelmäßig in Gemeinschaft und die Gemeinschaft in Gesellschaft über. Das Verhältnis der Gemeinschaft ist etwa das der Bäume zum Walde. Die Summe der einzelnen Baumindividuen gibt keineswegs den Begriff Wald, ebensowenig wie die Summe der Wassertropfen im Meere den Begriff des Meeres ergibt, das auf seinem Rücken Schiffe trägt und in dessem Grunde ein reiches Leben blüht. Eine Gesellschaft ist etwa ein Publikum im Theater, dessen einzelne Glieder kaum eine Verbindung mit einander haben, eine Gemeinschaft, die Andächtigen im Tempel, die von einem gemeinsamen Gedanken durchglüht sind.

Verfolgen wir den Gedanken etwas weiter: Familie, Clan, Stamm, Sippe, Geschlecht, Nation sind zweifellos Gemeinschaften. Gemeinschaften vor allem des Blutes; aber wie sich das Blut immer mehr mit fremden Elementen vermischt, je weiter der Weg von der Familie bis zur größten Gemeinschaft, der Menschheit, geht, wiewohl ja schließlich allen Menschen eine Verwandtschaft des Blutes innewohnt, so wird, je weiter wir in der Entwicklungsreihe von der Familie fortschreiten, der Instinkttrieb, der Wesenswille, der Wirwille, schwächer. Daher kommt es, daß wir mit dem Geschlecht weniger innig verwachsen sind als mit der Familie, mit der Nation weniger als mit dem Geschlecht. Ist das richtig, so sind wir am wenigstens verwachsen durch den Wesenswillen mit dem Staate, der ja nicht ein natürliches, aus dem Blute gewachsenes Bindemittel seiner Bürger ist, sondern ein Gebilde, das, wie die herrschende Theorie meint, durch Gewalt, wie Rousseau annahm, durch Vertrag entstanden ist. Die Gemeinschaft charakterisiert der gleichgerichtete Wille, der Konsens; den Staat, der Vertrag, der sich im Verhältnis zu anderen Staaten als Bündnis darstellt. Je mehr der Wirwille sich abschwächt, desto freier kann das Ich-Interesse walten und dieses Interesse kann eine seelische Bindung veranlassen, die nicht minder stark ist, wie die des Wir-Interesses. Wir erlangen einen hohen Grad hingebender Vaterlandsliebe, wenn der Staat uns persönliche und wirtschaftliche Freiheit, entsprechenden Schutz und die Möglichkeit des Auslebens gewährt. Dann fühlen wir uns auf dem Umweg des Ich-Interesses mit dem großen Ganzen verbunden. Freilich ist diese Bindung um so stärker, wenn Staat und Nationalität in eins zusammenfallen. Daß heißt im Nationalstaate ist das Vaterlandsgefühl stärker als im national gemischten Staate, weil zu dem Individualinteresse auch noch das gemeinsame Blut, die gemeinsame Kultur und die gemeinsame Entwicklung kommen, Faktoren, die sich auf den Wesenswillen, auf das Wir-Interesse beziehen. Im national gemischten Staate findet naturgemäß eine Verstärkung des Gemeinschaftsgefühles für die national herrschenden Klassen, eine Abschwächung dagegen für die Minderheiten statt, da bei diesen das Nationalgefühl dem Staatsgefühl widerstreitet. Das ist das Problem der nationalen Minderheiten, das auch bis heute durch den Völkerbund durchaus nicht restlos gelöst ist.

Auch soziale Gruppen, die gar nichts mit dem Blute gemeinsam haben, können sich zu wahren Gemeinschaften entwickeln, wie das im Mittelalter und in der Neuzeit, so lange nicht die Maschine die Wirtschaft beherrschte, der Fall war. Die Zünfte und Innungen bildeten

solche Gemeinschaften, woraus wohl zu erklären ist, daß sich aus einer Handwerkerzunft die Bruderschaft der Freimaurer entwickelte.

So lebt jeder Mensch in einer ganzen Anzahl sozialer Gruppen, die sich vielfach berühren, schneiden, manchmal auch kreuzen. Mit welcher dieser Gruppen sich das einzelne Individuum besonders verwachsen fühlt, das liegt an Verhältnissen, die die Willensbildung der Individuen beeinflussen. Es gibt Menschen, die in der sozialen Gruppe der Familie so aufgehen, daß ihnen für alle anderen sozialen Gruppen wenig übrig bleibt. Andere haben sich einem Kulturkreise angeschlossen, der sie vollkommen gefangen nimmt. Ich erwähne als Beispiel Chamisso, der doch Franzose war und den wir gewiß als deutschen Dichter werden gelten lassen, oder in neuerer Zeit Lefcadio Hearn, der sich vollkommen japanisierte. Kann man nun etwa von Chamisso verlangen, daß er wieder Franzose werde, oder es Hearn nachtragen, daß er zum Japaner wurde? Wir können es ja wünschen, daß eine Gruppe von Menschen eine bestimmte Färbung erhalte, von Ideen getragen werde, die wir als menschheitsbeglückend anerkennen. Aber Ideologien lassen sich nicht durch Wünsche aus der Welt schaffen. Wer einmal in eine Lebens- oder Weltauffassung eingesponnen ist, durch Bande des Blutes aber auch durch Erziehung, Umgebung und äußere Einflüsse, der wird und wächst wie der Baum im Walde. So sind die Westjuden der Generation von 1848 an fernab vom alttestamentarischen und besonders vom talmudischen Einfluß herangewachsen. Sie fühlten sich enge verbunden dem Kulturkreise, dem sie entsprossen, so enge verbunden, daß sie auch eine Gemeinschaft des Blutes mit den andersgläubigen Bürgern zu haben glaubten. Daraus erwuchs der (im Sinne der Staatsnationalität) nationale und der kosmopolitische Jude. Da kann man nicht fragen: Hat der innerlich von der Idee Getragene Recht oder Unrecht? Er ist einmal so, weil er so gewachsen ist. Ebenso begreiflich, daß die heutige jüdische Jugend anders geworden ist. Wer wird, wer kann ihr das nachtragen?

Aber eine Weltanschauung kann wohl neben der anderen bestehen, um so mehr dann, wenn außerhalb dieser Anschauung noch genug Verbindendes in einer sozialen Gruppe gegeben ist.

Wenden wir unsere Betrachtung nun auf den Wiederaufbau Palästinas an.

Ist es notwendig, von der nationalen Idee auszugehen, damit wir ein richtiges Verständnis für den Wiederaufbau Palästinas gewinnen? Man hat mit dem Begriff des Nationalismus immer und immer Fangball gespielt. Bald war Nationalismus Blutsgemeinschaft (nascor, geboren werden), ein Begriffsmerkmal, das durch die moderne Rassenforschung zum großen Teil überwunden worden ist, bald war er Kultur- und Schicksalgemeinschaft (Otto Bauer), bald wurde er als Grundlage aller gesellschaftlichen Entwicklung angesehen, bald wieder als eine Krankheit, die überwunden werden muß. Bald wurde er mit dem Staatsbegriff konfundiert, bald wieder im Gegensatz zum Staatsbegriff gestellt.

Und wie steht es mit dem Staatsbegriff? Wenn Hegel in dem Staate den waltenden Weltgeist sieht, so steht dem die Anschauung eines Tönnies, Gumplowicz, Sombart gegenüber, die im Staate eine

Institution der Macht sehen, die gemildert wird dadurch, daß der Staat Gemeinschaftsinteressen in sich aufnimmt und auf diese Weise zu einer Synthese von Gesellschaft und Gemeinschaft wird.

Betrachten wir nun einmal die Situation des heutigen Judentums? Die Juden sind eingesprengt fast in allen Staaten der Welt. Im Sinne der Blutsgemeinschaft, also vom Rassenstandpunkte aus, lehnt die Wissenschaft von Max Müller bis Zolschan und Luschan die rassenreinen Juden als Nation ab. Vielleicht hat Konstantin Brunner recht, wenn er das Judentum als Rasse zwischen den Rassen bezeichnet, die von den verschiedenartigen Rassen je einzelne Merkmale angenommen haben. Aber auch von einer Kulturgemeinschaft aller Juden kann kaum gesprochen werden. Die Ostjuden, die bis heute im Ghetto lebten, wenn auch in neuerer Zeit manchmal auch in einem selbstgeschaffenen, haben zweifellos eine andere Kultur als die Westjuden, die an den Brüsten der westländischen Kultur gesogen haben. Anders der polnische Jude, anders der französische, englische oder amerikanische Jude. Kultur heißt Pflege, ist die Art zu leben, sich zu kleiden, zu verkehren, sich geistig zu beschäftigen, sich seelisch auszuleben. Ist nun der polnische Jude mit seinen Ringellocken, mit seinem Kaftan, mit seiner inneren Abhängigkeit vom Wunderrabi von gleicher Kultur wie der Westjude? Er hat offenbar eine hohe Kultur, die des Talmud, die chassidische Kultur, den Mystizismus der Kabbala. Aber er hat sicher nicht die Kultur Dantes oder Shakespeares oder Voltaires oder Goethes. Wenn er uns trotzdem nahesteht, so liegt der Grund weder im Nationalen, noch im Kulturellen, sondern in ganz anderen Motivationen, die individual-psychologisch, aber auch soziologisch zu werten sind.

Es ist vor allem die Schicksalsgemeinschaft, die uns zusammenführt, und dann auch, wir möchten sagen, ein Atavismus, der sich nicht leugnen läßt. Das Judentum ist einmal eine Gesamtindividualität und dieses jüdische Individuum steht, solange es in der Diaspora lebt, unter dem soziologischen Gesetz des Fremden, das Simmel in seiner Soziologie in endgültiger Weise behandelt hat.

So sagt er unter anderem: „Der Fremde ist uns nah, insofern wir Gleichheiten nationaler oder sozialer, berufsmäßiger oder allgemein menschlicher Art zwischen ihm und uns fühlen; er ist uns fern, insofern diese Gleichheiten über ihn und uns hinausreichen und uns beide nur verbinden, weil sie überhaupt sehr viele verbinden. In diesem Sinne kommt leicht in die engsten Beziehungen ein Zug von Fremdheit.“ Der Fremde ist nach Simmel der potentiell Wandernde, der heute kommt und morgen bleibt. Er ist ein Element der Gruppe, selbst nicht anders als die Armen und die mannigfachen inneren Feinde. Das Bewußtsein, nur das überhaupt allgemeine mit ihm gemein zu haben, bringt gerade das, was nicht gemeinsam ist, zur besonderen Betonung, und Oppenheimer sagt, das Wir-Interesse schließe die Gruppenfremden nicht ein, sondern aus. Kommt es zu Zusammenstößen feindlicher Art — und sie sind unvermeidlich —, dann wird das nach innen hin altruistische Wir-Interesse der Gruppe nach außen hin zum egoistischen Ich-Interesse des Gruppen Ich. So wirkt der Fremde als Fremdkörper im sozialen Gebilde

und zugleich als Blitzableiter. Das ist ein allgemeines soziologisches Gesetz, das sich allezeit und allerorts bewährte, und darin liegt auch die Wurzel des Judenhasses, den man als Fremdenhaß bezeichnen könnte.

Im alten Judenstaate war der Fremde, der „Goj", geschützt. Aber gerade diese Schutzgesetzgebung beweist, daß erst ein Schutz geschaffen werden mußte, damit der Fremde unbehelligt bleibe. Im alten Hellas waren die Heloten, Periöken und Motöken die Staatsfremden und ihr Schicksal war auch das der Ausgestoßenen. Im alten Rom war die Plebs das fremde Element. Das waren die Splitter der besiegten Völker, die dem Körper des römischen Reiches einverleibt wurden. Der Kampf um die Assimilierung bildet den Hauptinhalt der Frühgeschichte des römischen Volkes.

Der Jude nun ist bis heute der Fremde geblieben, trotz der Assimilierung, die seit der Verkündigung der Menschenrechte und seit der französischen Revolution fast in der ganzen Welt stattgefunden hat. Vor dem Gesetze sind alle Menschen gleich, lautet ein Grundsatz der modernen Gesetzgebung. Aber die Gruppenideologie ist stärker als das Gesetz und so sehen wir, daß Haß und Abscheu gegen das Jüdischfremde sich in der Volksseele schier unauslöschlich eingenistet haben. Der Ichwille, also der individuelle Wille, vermag leichter diesen Haß zu überwinden, als der Gruppenwille, und manchmal sehen wir den Kampf zwischen dem Ichwillen und dem Gruppenwillen. „Mit dem Verstande habe ich den Judenhaß überwunden, nicht aber mit dem Gefühl," so hört man nicht selten. Ebenso häufig wird das einzelne jüdische Individuum von dem Judenhaß dem einzelnen christlichen Individuum gegenüber ausgeschlossen. Wenn nun der Fremde keinen Schutz außerhalb der Gruppe findet, in der er lebt, etwa in einem starken Staatswesen oder in einem Gemeinwesen, so ist er verlassen und ein Spielball der Leidenschaften der sozialen Gruppe, in der zu leben das Schicksal ihn gezwungen hat. Alles Böse, das den Juden nachgesagt wird, ist im Kriege den Deutschen nachgesagt worden. Der Deutsche, hieß es, habe eine Tierfratze, er sei roh, barbarisch, unkultivierbar, unmenschlich, grausam usw. Würde nun das Deutsche Reich zu bestehen aufgehört haben und wären die Deutschen in andere Staatsgebilde versprengt worden, ihre Stellung wäre dieselbe gewesen wie die der Juden. Aber freilich das Deutsche Reich besteht und so haben auch die in der Welt versprengten Deutschen den Rückhalt, der den Auswüchsen des Fremdenhasses Halt gebietet.

Die Juden von heute bilden eine soziale Gruppe. Sie sind innerlich miteinander innig verknüpft, was eine 2000jährige Diaspora zu ändern nicht imstande war. Ein mehrtausendjähriges Schicksal kettet sie aneinander und bildet den Tropfen Blut, den Hugo Salus in ergreifender Weise zum dichterischen Ausdruck brachte. Je einheitlicher das Judentum ist, das Judentum der ganzen Welt, desto stärker ist es als soziale Gruppe. *Wir müssen daher trachten, wollen wir bestehen, auch in der Zerstreuung das Gemeinsame zu suchen*, das größte gemeinschaftliche Maß zu finden und *wir dürfen uns nicht innerhalb der sozialen Gruppe zersplittern*. Wir müssen vor allem gegen uns selbst tolerant sein.

Und nun kommen wir zum Palästina-Aufbau.

Der Palästina-Aufbau ist das stärkste Band, das die Juden miteinander verknüpft. Er ist die Hoffnung der Ostjuden, denen er den Weg ins Freie zeigt. Aus diesem Grunde, und nur aus diesem, ist Zion der Heilsgedanke des Judentums.

Als die sogenannte zionistische Bewegung vor etwa 30 Jahren durch Herzl nicht geboren, sondern wiedergeboren auf den Plan trat, da gab es im Judentum zwei Strömungen: Die territorialistische und die zionistische. Das Uganda-Projekt tauchte auf, nicht etwa in nebliger Ferne, sondern in fest umrissener Gestalt, und bedeutende Führer der Bewegung, wie z. B. der englische Dichter Zangwill, traten für Uganda ein. Damals wurde das Wort Zangwillismus geprägt. Erst der siebente Basler Kongreß 1905 (1904 war Herzl gestorben) gab den Ausschlag. Zumal die russischen Juden baten kniefällig, von Zion nicht zu lassen. Palästina oder nichts war ihre Losung.

Was bedeutet nun Zion im Lichte der Soziologie? Vor allem ein Ideal, ein allen Juden gemeinsames Ideal. Aber seit der Balfourdeklaration (1917) und seit der Bestätigung des englischen Mandates durch 51 Staaten des Völkerbundes bedeutet es auch einen Weg. Gesetzt der Fall, der Versuch gelänge, die Juden bauten Zion auf, nicht als ein Staatswesen, sondern, wie es sich Herzl dachte, als gesetzlich geschützte Heimstätte der Juden, dann hätten die Juden der ganzen Welt die Rückendeckung, deren der Fremde außerhalb des engeren Gemeinwesens benötigt, gleichgültig ob eine Million oder zehn Millionen Juden in Palästina leben. Für das Judentum der Welt ist ja in dem kleinen Lande ohnedies kein Platz und Millionen von Juden werden nicht allein aus Not, sondern aus ihrer seelischen Einstellung heraus weiter in der Zerstreuung leben, aber ohne das Stigma des Fremden. Entweder sie werden von der Umgebung aufgesaugt oder sie finden ihre Rückendeckung in Zion. So wird Zion ein Mutterboden für die Juden der Welt sein, auch wenn es nicht zu einem Staatsgebilde erwächst.

Was ist der Staat? Wir haben es bereits ausgeführt. Eine Machtorganisation, die für die Bürger freilich auch als Schutzorganisation dient. Der Staat ist, soziologisch gesprochen, kein Ziel, er ist eine entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit. Als Weizmann in Amerika gefragt wurde, ob in 50 Jahren das Jüdische Reich in Palästina bereits bestehen werde, da antwortete er in echt jüdischer Weise mit der Gegenfrage: „Wissen Sie, ob in 50 Jahren überhaupt noch ein Staat bestehen wird?“ Nicht auf den Staatsgedanken kommt es an, sondern auf den Gemeinschaftsgedanken, auf die Schaffung eines Brennpunktes, in dem sich dieser Gedanke nach innen und außen auswirken kann.

Ist der Gemeinschaftsgedanke notwendig? Ohne Gemeinschaftsgedanken, ohne Sozialpsyche kann sich das Judentum nicht erhalten. Ist ja die individualistische Einstellung der Juden ein natürliches Produkt der Entwicklung. Woher nun sollen die sozialen Gefühle Nahrung erhalten, wenn die Juden als Fremde in der Welt leben?

Daher die Flucht in die Familie und der berühmte Familiensinn der Juden. Früher war es die Thora und die „Schul", die das Einigungswerk vollbrachten, und räumlich war es das Ghetto, das sie zusammenpferchte. So nach innen. Und nach außen? Wie sollen die Juden den Kampf bestehen, ohne Massenpsyche, ohne die Kraft eines suggestiven Gedankens? Der Gemeinschaftsgedanke ist es also, der die Juden zwangsläufig dazu bringen muß, den Wiederaufbau-Gedanken unter allen Umständen mit allen Kräften und daher auch mit den größten Opfern zu unterstützen.

Verlassener als je von allen äußeren Mächten fühlen sich heute die Juden der ganzen Welt. Mögen sie sich auch noch so verwachsen mit ihren Vaterländern fühlen, mögen sie die Kultur der Umgebung auch restlos in sich aufgenommen haben, mögen sie sich dem Staate auch hingeben, die Gemeinschaft lehnt sie doch ab, wenn auch nicht in den Satzungen, so doch durch den Gruppenwillen, der stärker ist als alle Gesetze. Wohin sich wenden? Wo den Geltungswillen finden, den positiven und den negativen, den aufbauenden und den stützenden, wenn nicht in der Schicksalsgemeinschaft der Juden? Die jüdische Psyche, die Gruppenseele, suchte den Ort des geringsten Widerstandes und fand ihn dort, wo die Klasse im Kampfe gegen den Klassenstaat steht, — beim Proletariat, in der sozialen Bewegung. Und daher ist es begreiflich, daß neben einem St. Simon, Proudhon, Kropotkin und Bakunin, Marx der Judenstämmling, Ferdinand Lasalle, in neuerer Zeit Bernstein und Singer, Trotzkij und Kamenew Führer sozialer Bewegungen geworden sind. Daher aber auch die Flucht der Jugend in die jüdisch-nationale Idee, die das Fremdtum im Staate bejaht und sich nach Oppenheimers Wort als das Negativum des Antisemitismus darstellt.

Wir, die Älteren, lebten in der Zeit der aufsteigenden Judenemanzipation. Nationalität und Religion traten zurück gegenüber dem Gedanken der Menschheit. „Seid umschlungen Millionen! — Diesen Kuß der ganzen Welt!" Wir verwuchsen mit der Kultur der Umgebung und fühlten uns eins mit ihr. Nicht als Fremde, sondern als Heimische im Lande wuchsen wir auf. Diese Ideologie können wir nicht ablegen. Wir begreifen aber, daß die Reaktion die jüdische Jugend in die Arme der jüdisch-nationalen Reaktion trieb, die Jugend, die ihren Gruppeninstinkt nicht mit dem Fußballklub erschöpfte. Das sind Erscheinungen, die entwicklungsgeschichtlich geworden sind, die wir lernen müssen, aber mit denen wir nicht rechnen können. Der nationale Gedanke infiziert heute die ganze Welt. Der Gedanke des Weltbürgertums hat nur in wenigen Köpfen seine Heimat mehr. Der nationale Gedanke als Reaktionsgedanke auf den Humanismus des 18. Jahrhunderts hat die Welt ergriffen, wiewohl nach August Comte die Welt längst über diesen Gedanken hinausgewachsen sein sollte.

Die Wissenschaft hat den Gedanken der Rassengemeinschaft besiegt, aber die Politik hat sich des nationalen Gedankens bemächtigt und ihn an Stelle des Patriotismus gesetzt. Das ist eine Tatsache, und so heißt es „tout comprendre et tout pardonner". Der nicht-jüdisch-nationale Jude hat das Recht, von dem nationalen zu fordern, daß

seine seelische Einstellung geachtet werde. Der deutsche, französische und englische Jude ist ebenso ein Produkt der Entwicklung wie der Jüdisch-Nationale, einer Entwicklung, die um so höher zu schätzen ist, als sie im Sinne des Fortschrittes der Menschheit gelegen ist. Über Individuum und soziale Gruppe erhebt sich als oberster Bau das Gefühl der Brüderlichkeit aller Menschen. Kehren wir den Satz Grillparzers um „Von Bestialität durch Nationalität zur Humanität", so ist das der Weg einer fortschreitenden Menschheit. Es bleibt außerhalb dieser Orientierung für das Judentum noch genug des Gemeinsamen übrig. Ein gleiches Verwurzeltsein im Vergangenen, eine 2000jährige Schicksalsgemeinschaft in der Diaspora, eine Summe instinktiver Triebe. Der Jude unterscheidet sich von seiner Umgebung nicht als Rasse, wohl aber durch die erworbenen Eigenschaften.

Wehe, wenn sein Gruppengefühl erliegt, ehe der gute Europäer im Sinne Nietzsches das Licht der Welt erblickt hat! Wehe, wenn das Judentum zersplittert, ehe das Ideal der Menschheit als höchster sozialer Gruppe erfüllt ist, ehe die Wände gefallen sind, die Gruppe von Gruppe, Menschen von Menschen trennen. Diese Gruppenseelen zu erhalten, ist schon der erste Schritt getan, wenn alle Juden an einer großen gemeinsamen idealen Aufgabe arbeiten. Und schon deshalb ist der Wiederaufbau Palästinas auch von jenen zu unterstützen, die glauben, es sei ein totgeweihter Gedanke. Ob Zion äußerlich erstehen wird, wer weiß es? Aber *die gemeinsame Arbeit errichtet in der jüdischen Seele ein inneres Zion, das fester ist, als Wälle und Mauern.* Mag Zion erstehen oder nicht, gleichviel, in großen Dingen ist es auch genug, gewollt zu haben. Wenn aber der Zionsgedanke fällt, weil er an dem Aufbauwillen der Juden scheitert, dann erst wird die Verachtung der Juden eine innere Berechtigung erhalten. Dann wird es als Keule gegen die Juden geschwungen werden: „Seit 2000 Jahren ist es das erste Mal, daß Euch das Werk des Aufbaues, eine ideale Aufgabe, von der Welt anvertraut worden ist und die Lösung scheiterte an dem Geize der Juden; der Mammon ist es, das goldene Kalb, das Ihr noch heute anbetet, wie damals, als Moses vom Berge Sinai hinabstieg und Euch in seinem Zorn die Gebote Gottes vor die Füße warf."

Wenn die Juden opferwillig sind und es mißlingt doch das Werk, was haben sie verloren? Geld, nichts als Geld! Wie oft schwemmte eine Welle das durch Jahrhunderte aufgespeicherte Geld der Juden weg, es kam eine neue Zeit und wieder erstarkte die jüdische Wirtschaft!

Übrigens kann die aufbauende Tätigkeit auf keinen Fall in ihren Wirkungen verloren gehen. Schon als Versuch ist sie kostbar und aller irdischen Schätze wert. Mißlingt der Aufbau — trotz aller Opfer —, dann wird die Welt doch die ideale Gesinnung bewundern, die bereit ist, dem Dienste der Idee das Irdische zu opfern. Dann hat die Idee der Gemeinschaft gesiegt und das Judentum zu einem festen Körper zusammengeschweißt.

Zur Frage der Gesamtorganisation der čechoslovakischen Juden.

Von Dr. jur. und phil. Friedrich Karl Pick.

Die Frage einer Gesamtvertretung aller Juden dieses Staates ist heute nicht bloß für die kleinen Gemeinden, die sich nur schwer erhalten können, von Bedeutung, sondern auch für die großen Gemeinden, in denen der Mangel an qualifizierten Rabbinern und Religionslehrern besonders für tschechische Schulen fühlbar wird. Hier kann nur unter Mithilfe aller eine Besserung erzielt werden, ebenso wie in den Fragen der Zentralfürsorge, staatlicher Unterstützung und gemeinsamer wohltätiger Aktionen. Die folgenden Ausführungen des Br. Vizepräsidenten Pick, der Referent der Kultusabteilung im Ministerium für Schulwesen und Volkskultur ist, verdienen schon wegen der oft übersehenen rechtlichen Behandlung der Frage besondere Beachtung.

Praktische Erwägungen werden es sein, welche in Kürze die Judenschaft unseres Staates veranlassen werden, sich wieder einmal mit dem alten und noch immer nicht gelösten Problem einer Gesamtorganisation zu beschäftigen. Hiebei wird nicht außeracht gelassen werden dürfen, daß in den historischen Ländern (Böhmen, Mähren, Schlesien) noch immer die Bestimmungen der alten österreichischen Gesetze maßgebend sind, die einerseits die Judenheit als Religionsgesellschaft ansehen, andererseits als einzige Grundlage ihrer Organisation die Kultusgemeinde betrachten, die als administrative Einrichtung keine religiösen Funktionen und keinerlei rein kultuelle Aufgaben haben kann. Schon hierin liegt ein offenbarer Widerspruch, der nur zu deutlich die Besonderheit der jüdischen Gemeinschaft erkennen läßt.

Ja, die Frage wird brennend, ob und inwieweit wir es bei den Juden mit einem juristisch einheitlichen Gebilde zu tun haben, das willens und imstande ist, nach außen hin als solches repräsentativ aufzutreten.

Daß sich die Juden selbst als eine Einheit fühlen, daran ist freilich nicht zu zweifeln. Schon die Existenz unseres Ordens beweist es. Wünscht er doch eine Zeit herbeizuführen, in der alle Menschen Brüder sein sollen; seinen Grundsätzen gemäß geht er dabei von unserer engeren Gemeinschaft, der Judenheit, aus, weil wir eben von altersher gewohnt sind, sie als eine unlösliche Einheit anzusehen.

Und das nicht ohne Begründung: Werfen uns doch die Gegner des Judentums ein klettenartiges Aneinanderhaften bei der Bemühung um unsere angeblichen Weltherrschaftsziele vor, und selbst die minder Gehässigen unter ihnen sprechen uns zum mindesten unter den wenigen guten Eigenschaften, die man bei uns gelten läßt, immer wieder die eine zu, daß wir in vorbildlicher Weise zusammenhalten. Das alles sind selbstverständlich rein äußerliche und oberflächliche Betrachtungen. Der Kern der Sache liegt wesentlich tiefer.

Dabei möchte ich aber hier nicht auf die philosophischen Untersuchungen eingehen, die in letzter Zeit von zweien unserer Brüder ver-

öffentlicht worden sind und das innerste Wesen des Judentums zum Gegenstande hatten. Nicht darum soll es hier gehen, ob es in einer besonderen seelischen Situation seine innerste Begründung findet, wie Br. Friedrich Thieberger meint, oder ob die „Gestalt" des jüdischen Volkstums (im Sinne der Ehrenfelsschen Gestaltenlehre) der Einheitsbewegung ihre tiefere Berechtigung gibt, wie Br. Felix Weltsch ausführt, — mir ist es hier einzig und allein darum zu tun, festzustellen, daß die Schicksalsgemeinschaft der Judenheit heute noch wie einst den festen Kitt bildet, der sie durch alle die Stürme einer beispiellosen Vergangenheit bis auf unsere Tage als ein geschlossenes Ganzes der Umwelt gegenüber erhalten hat.

Ist doch bekannt, daß in jüdischen Zirkeln, welche völlig unter sich sind, die Verschiedenheit des Denkens, der speziellen sprachlichen, nationalen und religiösen Überzeugungen, dem gemeinsamen Gefühle des Judeseins gegenüber fast völlig in den Hintergrund gedrängt wird. Wir brauchen wohl nicht weit zu gehen, um Beispiele hiefür zu finden: unsere Brudergemeinschaft ist ja der sprechendste Beweis dafür, wie Liberale und Orthodoxe, tschechisch-, deutsch- und jüdischnational Gesinnte, Assimilanten und Zionisten einträchtig zusammenarbeiten, wo es um die Lösung gemeinsamer oder doch allgemeiner jüdischer Fragen geht.

Schwieriger aber ist es, von juristischer Seite die Juden als einheitliches Gebilde aufzufassen, namentlich im Hinblick auf die Verhältnisse in den nicht historischen Ländern der Republik.

Unter den Juden der Slowakei und Karpathorußlands, jener Gebiete also, die aus dem ehemaligen Ungarn stammen, überwiegt nämlich noch bei weitem das Bekenntnis zur Orthodoxie, wobei nicht außeracht gelassen werden darf, daß selbst diejenigen, welche sich als sogenannte Neologen von den Orthodoxen getrennt haben, nach westlichen Begriffen noch immer mehr als konservativ sind, ja sich selbst oft dagegen verwahren, minder orthodox zu sein als die eigentlichen Orthodoxen.

Zum Verständnisse dieser Verhältnisse ist ein ganz kurzer historischer Überblick unerläßlich:

In dem wohlgemeinten Bestreben, die in einzelne Kultusgemeinden zerstreuten Juden des ganzen Landes (des damal. Ungarn) zu einer Gemeinschaft nach der Art anderer Religionsgesellschaften zu organisieren, berief die ungarische Regierung im Jahre 1868 einen alljüdischen Kongreß nach Budapest, an welchem sich aber nur ein Teil der Juden beteiligte, während die ganz Strenggläubigen sich vom Kongresse vollständig fernhielten. Die Teilnehmer des Kongresses schlossen sich als sogenannten Kongressisten zusammen, die Orthodoxen bildeten dagegen eine eigene Organisation für sich, und eine Anzahl von Gemeinden, die sich weder der einen noch der anderen Richtung anschließen wollten, erklärten sich zu den sogenannten Gemeinden „status quo ante". So hatte denn die ungarische Regierung trotz bester Absicht gerade den entgegengesetzten Erfolg erzielt: statt der beabsichtigten Organisation der Gesamtheit kam es zur Spaltung in drei Riten, die, weniger in rein kultueller als in politisch-religiöser Hinsicht unterschieden, bis auf den heutigen Tag fortbestehen.

Die Sonderung ist dabei eine so scharfe, daß die beiden Parteien, Orthodoxe und Nichtorthodoxe (innerhalb der Nichtorthodoxen ist die Spaltung nicht so einschneidend), keine Gemeinschaft miteinander pflegen, ja oft lieber zum Schaden der Allgemeinheit selbst Opfer ertragen würden, als daß sie sich um eines noch so praktischen und vorteilhaften Zweckes willen auch nur nach außen zusammentäten.

Es spielen hier natürlich die verschiedensten Ursachen mit, außer der Sorge um die Wahrung der religiösen Observanz auch ganz menschliche Momente wirtschaftlicher, ja oft rein persönlicher Natur, und es würde sich nicht lohnen, näher darauf einzugehen, da es Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten unter den Juden schon von Moses' Zeiten an immer gegeben haben mag, wenn hier nicht Äußerungen zum Ausdruck kämen, die über einen derartigen Meinungsstreit doch weit hinauszugehen scheinen.

Die Orthodoxen nehmen nämlich für ihr Bekenntnis nicht nur den Charakter eines Ritus in Anspruch, sondern geradezu den Charakter einer besonderen Religion. Im § 1 der Statuten der autonomen orthodox-jüdischen Organisation heißt es (und ich möchte den betreffenden Passus um seiner Bedeutung willen im slowakischen Originaltexte. hierhersetzen): „Ortodoxné obce na Slovensku, ktoré sa svojho času roku 1871 na základě Schulchan-Áruchových kodifikovaných náboženských ustanoveniach sdružily, súc k tomu oprávnené, t v o r i a s p o l u o r t h o d o x n é ž i d o v s k é n á b o ž e n s t v o n a S l o v e n s k u."

Wohl ist es ohne weiteres klar, daß hier ein rein konfessioneller Standpunkt zum Ausdrucke kommt, indessen wir mit unserem verewigten Br. Prof. P o l l a k gewohnt sind, im Judentum mehr als eine bloße Religionsgesellschaft zu sehen. Blut ist bekanntlich ein ganz besonderer Saft, und — wie immer man sich zu dieser so viel behandelten Frage stellen mag —, eins wird nicht zu leugnen sein, daß an dem, was wir die jüdische Gemeinschaft nennen, außer der Konfession noch allerlei andere Ingredienzen der Abstammung, Sitte, Kultur und Rasse beteiligt sind, die eben Br. Prof. Pollaks Ausspruch begreiflich machen, daß hier eine G e m e i n s c h a f t s u i g e n e r i s vorliegt. Anders wäre es ja auch gar nicht verständlich, daß in ihr so unterschiedliche Elemente von oft negativer Einstellung zur religiösen Seite gleichberechtigt vertreten sind.

Daraus ist aber einleuchtend, daß die schroff einseitige Haltung eines Teiles dieser Gemeinschaft, selbst wenn sie sich nur auf eines der bezeichneten Ingredienzen bezieht, den Zusammenhang des Ganzen zu gefährden geeignet ist, und daß gegenüber der geschilderten Spaltung unter den slowakischen Juden die Frage nicht ganz unbegründet erscheint, ob wir es dann überhaupt noch mit einem einzigen und einheitlichen Judentume zu tun haben.

Es dürfte nicht nötig sein, des weiteren darzulegen, warum diese Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit nachhaltig in Anspruch nehmen müssen.

Wir alle arbeiten ja in der einen oder anderen Weise an Fragen mit, bei denen dieses Problem des Gesamtjudentums in unserem Staate in irgendeiner Weise in die Erscheinung treten und nach Lösung rufen wird.

Und unser Orden, der sich zur Aufgabe gestellt hat, alle Zweige des Stammes Juda zu vereinigen, wird bei dem unaufhaltsamen Bestreben, seinen Wirkungskreis auf die östlichen Gebiete der Republik auszudehnen, ohne Zweifel auf die harte Nuß stoßen, die ihm die geschilderte Mentalität der dortigen Schicksalsgenossen aufzuknacken geben muß.

Steht es nach dem Gesagten auch nicht zu erwarten, daß für unsere Auffassung vom Judentum von jener Seite bald ein verständnisvoller Widerhall herübertönen wird, so möchte ich doch nicht den Mut verlieren, immer und immer wieder auf die ständig dringender werdende Organisierung der Judenheit unserer Republik hinzuweisen und hinzuwirken.

Manches mag ja die Zeit ändern, die in dieser Hinsicht sicher für uns arbeitet, aber für gewisse Dinge ist vielleicht nicht so viel Zeit zu verlieren, als zu einer solchen evolutionären Änderung nötig ist.

Und deshalb möchte ich alle l. Br. Br. bitten, daß ein jeder innerhalb des ihm gegebenen Betätigungsgebietes, jeder nach seiner Weise und in seinem Wirkungskreise, alles daran setze, daß durch möglichste Aufklärung die nötige Verständigung ermöglicht und der drohenden Zersetzung Einhalt geboten werde.

Die Inschriften am Sinai und die Geschichte unseres Alphabetes.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts berichtete der dänische Forschungsreisende Bartel Niebuhr, auf der Halbinsel Sinai ein friedhofartiges Trümmerfeld gefunden zu haben. Aber erst 1905 glückte es dem englischen Ägyptologen W. Fl. Petrie und seiner Frau wertvolle Funde zu machen. Sie gruben nämlich in dem altägyptischen Staatsbergwerk des Wadi Maghara und auf der Hochebene von Serabit el Chadem (von dem Niebuhr gesprochen hatte) in Stein gemeißelte Inschriften aus, die sich im Heiligtum der Hathor, der Mutter des Sonnengottes, der Herrin des dort gefundenen Malachits, und im Heiligtum des Gottes Sapdu, dem Herrn der östlichen arabischen Wüste, befanden. Sapdu war der Gott des ägyptisch-sinaitischen Grenzlandes Gosen, in welchem ja die Israeliten unter Jakob sich angesiedelt hatten. Beide Heiligtümer waren mit ihren inneren Längsseiten aneinandergelehnt und allmählich war aus ihnen ein einziger phantastischer Gebäudekomplex entstanden, der ägyptische Form zeigte, aber semitischem Kultus diente: denn man fand Brandasche von Tieropfern vor; den Ägyptern waren aber Brandopfer unbekannt.

Unter den aufgefundenen Tafeln erweckten neben einigen in Hieroglyphenschrift, einige in einer unbekannten Schrift besonderes Interesse. Denn mit Recht schloß man aus den äußeren Umständen des Fundes, daß man es hier mit einer altisraelitischen Schrift zu tun habe, aus der Zeit vor oder kurz nach dem Auszuge aus Ägypten. Von der Entziffe-

rung erhoffte man wichtige geschichtliche Tatsachen zu erfahren und die biblischen Berichte kontrollieren zu können.

Trotz weittragender, freilich oft von der Phantasie genährter Kombinationen ist die bisherige geschichtliche Ausbeute nicht allzu groß; allein die Bemühung um die Entzifferung brachte in die Kenntnis von der Entstehung des Alphabetes, wie es heute durch die Griechen und Römer Gemeingut der Völker geworden ist, ein neues Licht.

Es zeigt sich nämlich, daß dieses heute gebräuchliche Alphabet von Ägypten den Weg über den Sinai genommen und seine nahezu endgültige Urform, jedenfalls aber das Prinzip der Anordnung dort durch die alten Israeliten gefunden hat, ehe es nach Palästina und durch das Phönizische ins Griechische und Lateinische gelangt ist. Daß dies ungefähr der Weg war, wußte man freilich schon kurz nach der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen durch François Champollion; daß aber die alten Israeliten hier eine entscheidende Rolle spielen, weiß man erst seit 1917, als es Alan Gardiner, einem besonderen Kenner der Hieroglyphengeschichte glückte, in die Entzifferung der von Petrie gefundenen sinaitischen Inschriften das erste Licht zu bringen.

Die Hieroglyphen — so nannten die Griechen die ägyptischen „heiligen Eingrabungen" — zeigen deutlich den Bildcharakter, aus dem sich allmählich unsere gewöhnlichen Schriftzeichen entwickelten. Jedes Bild bedeutete zunächst ein Wort oder einen das Wort näher bestimmenden Begriff; diese Methode des „Schreibens" war freilich auch anderswo zu finden. Der revolutionäre Schritt der Ägypter bestand aber darin, daß sie dazu übergingen, ein bestimmtes Bild nur als einen bestimmten Buchstaben zu verwenden. Sie sind die Schöpfer der Buchstabenschrift. Sie gingen dabei in der Weise vor, daß das Bild den Anfangsbuchstaben seiner Wortbedeutung bezeichnete. Es sei hier als Beispiel das Wort gewählt, daß auch R. Hallo in seinem schönen Aufsatze „über die Ausgrabungen am Sinai" im „Morgen" anführt. Da Haus ägyptisch „par" heißt, — die Ägypter brauchten nach Art der Semiten nur die Konsonanten zu schreiben, wie wir noch heute im Hebräischen —, so bezeichnete das Bild des Hauses ein p. (Das Wort ist übrigens aus der Bezeichnung des ägyptischen Königs als eines Parao bekannt, was soviel heißt, wie großes Haus, vergleichbar dem Ausdruck hohe Pforte oder heiliger Stuhl.)

Gardiner ging nun von der Vermutung aus, daß auch die aufgefundenen sinaitischen Schriftzeichen, die gleichfalls Bildcharakter tragen, in dieser Art zu lesen sein müßten; nur freilich dürfe man hier nicht von den ägyptischen Bezeichnungen der Bilder die Anfangsbuchstaben nehmen, sondern von den hebräischen. Die meisten Namen der hebräischen Buchstaben bezeichnen ja konkrete Dinge (Aleph = Rindskopf, Beth = Haus usw.). Er versuchte nun, in die Bilder die hebräischen Namen einzusetzen, las dann die Anfangsbuchstaben und erhielt (in der Konsonantensprache) gleich ein Wort: B c (= ein gutturaler Laut) LT, was soviel wie baalat = Herrin bedeutet, und die Bezeichnung der Göttin Hathor, der Herrin des Malachits war; eine ägyptische Parallele, in der die Göttin genau so „Herrin" genannt wird, bestätigte die richtige Lesung.

Im Jahre 1923 veröffentlichte der Professor für semitische Sprachen an der Universität Münster, Hubert Grimme, seine „Althebräischen Inschriften vom Sinai" und überraschte die Welt mit seiner Entzifferung. Er las auf einer der Inschriften den Namen Hatschepsu-Moses und den Ausdruck „rabban abhanim", was soviel wie „Haupt der Minenarbeiter" bedeutet. Man kann sich vorstellen, wie wichtig schon diese wenigen hebräischen, in Stein erhaltenen Worte für unsere Auffassung von der biblischen Zeit wären, wenn ihre Richtigkeit feststünde.

Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Gerade der neue epochale Weg, den Grimme beschritt und der ungeahnte Perspektiven für die Geschichte des Alphabetes eröffnet, führte die auf ihm folgende Forschung zu anderen Ergebnissen. Das Allerwichtigste für eine richtige Lesung — so sagte sich Grimme — ist die Feststellung dessen, was die Bilder bedeuten; denn damit sind einfach nach der Methode Gardiners die entsprechenden hebräischen Namen einzusetzen, deren Anfangsbuchstaben den Lautwert des Bildes ergeben. Selbstverständlich durfte er sich an die noch heute üblichen Buchstabenbezeichnungen des Hebräischen halten; aber sie mußten doch kritisch geprüft werden, da sie sich im Laufe der Jahrtausende gewandelt haben konnten. Er fragte sich vor allem, welche Bilder wird der Schöpfer der sinaitischen Schrift verwendet haben? Doch wohl diejenigen, welche ihm sein Leben in der sinaitischen Landschaft darbot. Grimme ging also Buchstaben für Buchstaben des hebräischen Alphabetes durch, suchte aus seinen psychologischen Erwägungen heraus die wahre Bedeutung zu finden und seine Entsprechung auf den sinaitischen Inschriften festzustellen.

Dabei kam er zu dem überraschenden Resultat, daß das hebräische Alphabet, so wie es sich erhalten hat, nach einem bestimmten Prinzip angeordnet ist. Es besteht aus drei Gruppen von Buchstabenbildern. Die erste Gruppe umfaßt Bilder von Gegenständen des Kultus, die zweite allgemein naturgeschichtliche, die dritte anatomische Bilder.

Eine detaillierte, auch für den Laien sehr verständliche Darstellung jedes Buchstabens und vor allem eine vielfach ganz neue Deutung findet sich in einer Schrift des Triester Gelehrten Doktor J. Zoller, der, von der italienischen Regierung unterstützt, die sinaitischen Inschriften selbst in Augenschein nahm und seine Resultate in den „Studien und Materialien zur Religionsgeschichte" (Rom, 1926) mit Bildern veröffentlichte. Zollers Arbeit über das Alphabet war schon vorher erschienen und ist von ihm auch in einer deutschen Ausgabe „Sinaischrift und Griechisch-Lateinisches Alphabet, Ursprung und Ideologie" (durch die Prager Buchhandlung Dr. Flesch, Břehová, beziehbar), veröffentlicht worden.

Grimm und Zoller führen die kultuelle Gruppe bis zum „Kaf". Das „Alef", das die Reihe eröffnet, ist der Kopf der Hathorkuh; Beth = Haus, Tempel; Gimel bringt Grimme nicht, wie man es bisher tat, mit Kameel in Zusammenhang, sondern mit gamal = schön, aufrecht, eine Bezeichnung für den Priester, den man als „Eminenz", „Hoheit" in unserem Sinne angesprochen haben dürfte; Daleth = Torflügel; He ein Jubelruf; Waw = Rosette usw. Jod = Hand, Kaf = Handfläche, gehören zur kultuellen Gruppe. Wir haben in diesen beiden letzteren Fällen die Deutung Zollers angegeben, der die sinai-

tischen Inschriften entsprechen, während Grimme sie als Seth (= Jod) und Südpflanze (= Kaf) deutet.

Die zweite Gruppe von „Lamed“ bis „Sameh“ umfaßt die Bilder allgemein naturgeschichtlichen Charakters, wobei Zoller das Lamed als Mantel, Weltmantel, Horizont deutet, während Grimme es als Lawe (Kranz, Horizont) lesen möchte. „Mem“ (Majim) = Wasser, „Nun“ = Schlange (Grimme liest: nahaš); „Sameh“ = Fisch.

Die folgenden Buchstaben bilden die dritte — anatomische — Gruppe. So Ajin = Auge, Peh = Mund. Kuf und Shen sind die menschlichen Geschlechtsorgane. Bedeutsam ist der Buchstabe, der heute korrumpiert als Zadig ausgesprochen wird, nach den sinaitischen Inschriften aber Çadde = die Mutterbrust bezeichnen dürfte (šad = Brust). Gerade diese Erklärung, die Zoller gegen die Grimmsche Çadae = Gesicht in überzeugender Weise annimmt, führt ihn zu einer vollständig anderen Entzifferung jenes früher erwähnten Textes vom „Haupte der Minenarbeiter“. Zoller zeigt deutlich, daß Grimme bei dem betreffenden Bilde auf der sinaitischen Inschrift einen kleinen Kreis, der an einen größeren angelehnt ist, übersehen habe; es ist also der Buchstabe Ç eingemeißelt worden und nicht der Buchstabe b. Zoller entziffert die Stelle so: Für das Gedeihen der Herde am Sinai.

Wie dem auch sei: es ist durch die sinaitischen Inschriften gelungen, einen Sinn in die Anordnung des Alphabetes zu bringen. Mit einer geradezu ästhetisch überraschenden Regelmäßigkeit hat Zoller innerhalb der drei Gruppen eine paarweise Zusammengehörigkeit der Buchstaben gefunden. Einen, wenn man so sagen darf, sexuellen Rhythmus in der Anordnung.

Nach graphischen Vereinfachungen, die das ursprüngliche Bild vergessen ließen, sind diese sinaitischen Buchstaben zum Teil mit ihrer alten Bezeichnung ins Griechische und Römische gedrungen. Der Charakter der Vokalsprachen hat da und dort eine Änderung in der Reihenfolge mit sich gebracht. Auch der Charakter der späteren hebräischen Quadratschrift hat sich gegenüber dem sinaitischen Bilde vielfach geändert. Alle diese Wege sind uns seit langem mit ihren Zwischenstufen bekannt; neu ist für uns nur der entscheidende Anteil der alten Israeliten an der Geschichte des allgemeinen Alphabetes. Und wieder einmal ist der Beweis erbracht worden, wie zuverlässig und treu die durch Jahrtausende erhaltenen jüdischen Überlieferungen sind. T.

Von der Großloge.

Anläßlich des Neujahrsfestes richtete der h. w. Bundespräsident an sämtliche Logen folgenden Glückwunsch, der insbesondere auf das Krimprojekt und den Palästinaaufbau anspielt:

„Ich wünsche jedem meiner über die Welt zerstreuten Brüder ein Jahr des Lebens, der Gesundheit und Zufriedenheit. Ich erhoffe für das Haus Israel Frieden und Ruhe. Mögen so seine Söhne ungestört, wenn auch langsam, ihren gottgewollten Vorsatz verfolgen, die Brüderlichkeit unter allen Völkern der Erde zu fördern.

Ich bin dankbar für die Segnungen, die das scheidende Jahr unserem Volke gebracht hat. Ich bin überzeugt davon, daß der

Geist des Wohlwollens sich immer weiter verbreitet, daß die Duldung unter den Menschen — oft sogar zur Sympathie gesteigert — immer weitere Kreise zieht, daß Vorurteil und Haß nachlassen.

Der Horizont ist zwar noch nicht ohne dunkle Stellen, aber sie sind geringer und weniger dicht. Ein Land, das unserem Volke durch Generationen eine Stiefmutter gewesen ist, bietet ihm seinen Boden zur Bearbeitung an und heißt es als Mitarbeiter am Wiederaufbau willkommen. Die Haltung dieses Landes wird auch auf andere Länder von Einfluß sein, in denen das Bewußtsein der Ungerechtigkeit gegen sich selbst und gegenüber ihren Opfern erwacht.

Tief ergriffen wurden wir aber auch, wie schon lange nicht zuvor, von den Geschehnissen in unserer eigenen Mitte. Das Land, in welchem die Wiege des Judentums gestanden, beginnt aufzublühen. All dies ist es geworden: ein Zufluchtsort für die Bedrängten, eine geistige Stätte für Religiöse und Forschende und eine Antwort für alle die, welche behaupten, daß unser Volk nicht aufbauende Arbeit leisten könne.

Die Nachwirkungen des Weltkrieges verebben und, wolle Gott, wir könnten in Bälde erfahren, daß seine schrecklichen Opfer nicht ganz vergebens gewesen sind!

Über dem Himmel sehe ich einen Regenbogen sich wölben. Friede, Friede den Menschen, den fernen und den nahen!

L'schonoh towoh tikosevu!

Alfred M. Cohen."

Von unseren Logen.

Das neue Logenheim der w. »Alliance«.

Im Septemberheft berichteten wir über das zwanzigjährige Stiftungsfest der w. „Alliance", Budweis, und die Einweihung ihres neuen Logenheimes. Wir bringen diesmal als Beilage die Bilder der beiden Haupträume, deren architektonische Lösung besonders interessant ist. Der Sitzungssaal und der Saal für die geselligen Zusammenkünfte grenzen rechtwinkling aneinander, so daß durch zwei breite Schiebetüren nötigenfalls der eine oder der andere Raum erweiterbar ist oder auch ein abgeschlossener kleiner Eckraum geschaffen werden kann.

Zu dem uns seinerzeit übergebenen Berichte über den Verlauf der Feier sei noch hinzugefügt, daß neben den dort genannten Brüdern auch die Brüder Expräs. Dr. Teller und Stricker, besonders aber Bruder Josef Klein, der schon im vorigen Jahre die nun zur Tat gewordene Übersiedlung der Loge in das neue Heim planmäßig vorbereitet hatte, an seiner Erbauung in verdienstvollster Weise mitgewirkt haben. Desgleichen sei nachgetragen, daß Frl. Resl Stein, die Tochter eines Bruders, durch die Vornehmheit ihrer Vortragskunst, und ein Sohn eines Bruders, Herr Hans

Schwarz, dessen stets bereite Mitwirkung mit dem Gelingen der Gesellschaftsabende immer verbunden ist, durch seine bewundernswerte pianistische Leistung das künstlerische Gepräge der Feier gefördert haben.

Die Loge „Alliance“ richtet an alle, die sie zu ihrer Feier beglückwünscht haben, folgendes Dankschreiben:

Der s. w. Großloge, den w. Logen des österreichischen und čechoslovakischen Distriktes und den l. Brüdern, die uns anläßlich unseres zwanzigsten Stiftungsfestes und der Einweihung unseres neuen Logenheimes durch Entsendung von Delegierten oder durch Übermittlung von Glückwünschen geehrt und erfreut haben, sprechen wir auf diesem Wege unseren herzlichsten Dank aus.

Mit den herzlichsten Brudergrüßen in W. B. und E.

Der protokoll. Sekretär: Dr. Kollmann.

Der Präsident: Dr. Straß.

Die Sommerzusammenkünfte der w. »Karlsbad«.

Im Laufe der Jahre hat sich aus den zwanglosen geselligen Zusammenkünften, die allwöchentlich stattfinden, eine ganz besondere Art von ungemein gedeihlicher Logenarbeit, fast ein kleines Logenparlament herausgebildet. Die Zusammenkünfte sind außerordentlich zahlreich besucht gewesen. Besonders zeichnen sich die Brüder aus Deutschland durch zahlreichen und treuen Besuch aus, wenngleich auch mit großer Genugtuung festgestellt werden muß, daß sich der Besuch von seiten der Brüder unseres Distriktes und der Nachbardistrikte ebenfalls gehoben hat. In diesem Jahre wurde zum ersten Male der Versuch gemacht, in die allwöchentlichen Vorträge ein System zu bringen, in dem es gelang, drei Gruppen von Referaten zu besetzen. Die Referate behandelten erstens Themen, die Idee und die Grundlagen des Ordens betreffend. Alle diese Referate hatten eine ausgezeichnete, auf hohem Niveau stehende Diskussion gefunden, die sich z. T. auf mehrere Abende erstreckte, wobei es sich zeigte, daß trotz lokaler Verschiedenheiten, die Grundlage überall gleichartig aufgefaßt wurde.

Folgende Vorträge wurden in dieser Gruppe gehalten:

1. Br. Expr. Dr. Ziegler: Über den Logengedanken.
   Br. Großvizepr. Maximilian Stein (Berlin) Korreferat dazu.
2. Br. Präs. Dr. Kohner: Wie verhält sich der Logengedanke zur demokratischen Idee?
   Br. Rabbiner Dr. Feuchtwang (Wien) und Br. Dr. Levi Freund (Lemberg): Korreferat.
3. Br. Expr. Dr. Polaczek (Teplitz-Schönau): Was verstehen wir unter äußerem und inneren Leben der Loge?
4. Br. Expr. Dr. Ziegler: Sind Frauenlogen erwünscht?
5. Br. Dr. Arje (Prag): Der Einfluß der Logen auf die Jugend.
6. Br. Exgroßpräsident des II. Distriktes Alfred Benisch (Ohio): The Abolition of Secrecy. (Übersetzt von Br. Dr. Kohner.)

(Siehe auch den Artikel „Amerika“.)

7. Br. Expr. Dr. Ziegler: Wie weit darf die Toleranz der Logen gehen?
   Br. Großpräsident David Yellin (Jerusalem) Korreferat dazu.

Die zweite Gruppe von Referaten entrollte ein Bild der Logenarbeit in den verschiedenen Ländern. Folgende Referate wurden gehalten:

8. Br. Prof. Dr. Schlang (Belgrad): Die jüdisch-kulturellen Zustände in Serbien.
9. Br. Elia Arié (Konstantinopel): Sur la situation du Judaïsme de Turquie. (Übersetzt von Br. Dr. Kohner.)
10. Br. Michael Schereschowsky (Warschau): Logenleben in Polen.
11. Br. Dr. Zemach, Rabbiner (Sofia): Die Tätigkeit der bulgarischen Logen.
    Br. Albert Pipano (Sofia) Korreferat dazu.
12. Br. Großpr. David Yellin (Jerusalem): Über amerikanische Logenarbeit.
    Br. Expr. Dr. Ziegler Korreferat dazu.

Eine dritte Gruppe bildeten folgende Themen:

13. Br. Kurt Sabadski (Tilsit): Die Rassenfrage und ihre Behandlung in der Zeitschrift „Der Morgen“.
14. Br. Franz Lenk: Aus dem „B'nai-B'rith Magazine“.
15. Br. Präs. Dr. Kohner: Die Zeitschriften unseres Ordens.
16. Br. Dr. Paul Löwy: Der Maler Isidor Kaufmann und sein Werk.

Aus Logenvorträgen.

Br. Expr. Dr. Emanuel Groß (»Humanitas«): Albert Schweitzer.

In der Festschrift der w. „Bohemia“ habe ich das Werk Albert Schweitzers „Kultur und Ethik“ besprochen. Die Bewunderung für den tatkräftigen, künstlerisch und philosophisch hervorragenden und praktische Menschenliebe nicht nur predigenden, sondern betätigenden Menschen Schweitzer bewegt mich, auch diesem Rahmen unsere Brüder auf ihn aufmerksam zu machen.

Die Kindheit und Jugendzeit des 1875 im Ober-Elsaß geborenen Pastorsohnes schildert er selbst in einem reizenden Büchlein*), das von scharfer Selbstkritik Zeugnis gibt. Früh zeigte sich in ihm tiefe Leidenschaftlichkeit (Erbteil der Mutter) und ungeheure Willenskraft. Er gab mit zehn Jahren jedes Spiel auf, da er beim Spiel einmal seine Schwester geschlagen, mit 24 Jahren hörte er zu rauchen auf, da es ihm zur Leidenschaft geworden war.

Großen Eindruck machte auf ihn das erste Zusammentreffen mit dem Schulinspektor, der für ihn deshalb so viel bedeutete, weil er ein Buch geschrieben hatte. Das zweite große Erlebnis war das Erscheinen eines wandernden Dorfjuden, der Vieh- und Lederhandel trieb und mit einem Eselskarren durch Günsbach kam.

„Da bei uns damals keine Juden wohnten, war dies jedesmal ein Ereignis für die Dorfjungen. Sie liefen

*) „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit“, München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1924.

ihm nach und verspotteten ihn... Auch ich lief mit den anderen und rief: Mausche, Mausche! So verfolgten wir ihn vors Dorf hinaus. Mausche ging gelassen mit seinem Esel fürbaß. Nur manchmal drehte er sich um und lächelte verlegen und gerührt zu uns zurück. Dieses Lächeln überwältigte mich. Von Mausche habe ich zum ersten Male gelernt, was es heißt, in Verfolgung stille schweigen. Er ist ein großer Erzieher für mich geworden. Von da an grüßte ich ihn ehrerbietig...."
Im Gymnasium wurden Geschichte und Naturwissenschaften seine Lieblingsfächer; das Geheimnisvolle der Natur machte ihn nachdenken, „schon damals wurde mir klar, daß uns das, was wir als „Kraft" und als „Leben" bezeichnen, seinem Wesen nach immer unerklärlich bleibt". Er studierte Theologie, wurde Vikar, dann Leiter des Thomasstiftes in Straßburg. Er schrieb 1899 „über die Regilionsphilosophie Kants", 1901 zwei Bücher über das Abendmahl und die Geschichte des Urchristentums, 1906 das große Werk „Geschichte der Leben Jesu-Forschung". Im Jahre 1907 erschien sein in der Musikwelt berühmtes Werk über Johann Sebastian B a c h; er hatte von Jugend an Musik getrieben und war im Jahre 1893 Schüler des französischen Komponisten und Orgelspielers Widor in Paris gewesen. Als Privatdozent der Theologie in Straßburg stand er am Beginn einer glänzenden akademischen Karriere, — da, im Jahre 1905 mit 30 Jahren, er war inzwischen auch Doktor der Philosophie geworden, als Schriftsteller und Musiker von Ruf (seine Orgelkonzerte erregten Aufsehen), entschloß er sich, M e d i z i n zu studieren und promovierte 1911 mit einer Schrift: „Die psychiatrische Beurteilung Jesu". Im selben Jahre erschien seine „Geschichte der paulinischen Forschung".

Hören wir ihn selbst, was ihn zu diesem ganz seltsam scheinenden Entschlusse bewog:

„Der Gedanke, daß ich eine so einzigartige glückliche Jugend erleben durfte, beschäftigte mich fort und fort. Er erdrückte mich geradezu. Immer deutlicher trat die Frage vor mich, ob ich dieses Glück denn als etwas Selbstverständliches hinnehmen dürfe. So wurde die Frage nach dem Recht auf Glück das zweite große Erlebnis für mich. Als solches trat sie neben das andere, das mich schon von meiner Kindheit her begleitete, das Ergriffensein von dem Weh, das um uns herum in der Welt herrscht. Diese beiden Erlebnisse schoben sich langsam ineinander. Damit entschied sich meine Auffassung des Lebens und das Schicksal meines Lebens . . . Wer viel Schönes im Leben erhalten hat, muß entsprechend viel dafür hingeben. Wer von eigenem Leide verschont ist, hat sich berufen zu fühlen, zu helfen. Alle müssen wir an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen ... Die Entscheidung fiel, als ich einundzwanzig Jahre alt war. Damals, als Student in den Pfingstferien. beschloß ich, bis zum dreißigsten Jahre dem Predigeramt, der Wissenschaft und der Musik zu leben. Dann wollte ich einen Weg des unmittelbaren Dienens als Mensch betreten. Der Entschluß, mich dem Werke des ärztlichen Helfens in den Kolonien zu weihen, kam nicht als erster. Eine Verkettung von Umständen wies mir dann den Weg „zu den Schlafkranken und Aussätzigen Afrikas."

Er beschloß U r w a l d a r z t in A f r i k a zu werden und fuhr nach gründlicher Vorbereitung mit einem kleinen Kapital, das er sich durch Orgelkonzerte verdient hatte, 1913 nach dem äquatorialen Afrika an den Ogowefluß in die Station der elsässischen Missionäre (im Dienste

der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft) nach Lambarene. Ihn begleitete seine Frau Helena, eine Tochter des Prof. Breslauer in Straßburg, die sich in der Krankenpflege ausgebildet hatte. Seine Tätigkeit als Urwaldarzt bis 1917 schildert Schweitzer in dem fesselnd geschriebenen Buche: „Zwischen Wasser und Urwald". (1921, Paul Haupt, Bern.)

Aus dieser Arbeit wird er brutal herausgerissen: wegen eines bei ihm gefundenen Briefes Romain Rollands, der in der Schweiz dem roten Kreuze hilft, weil er nicht dem Kriege dienen will, wird er mit seiner Frau in den Pyrenäen interniert. Endlich erlaubt man ihm, zu schreiben, zu korrespondieren. Frei geworden, beginnt er Vorträge zu halten und Konzerte zu geben, um Geld für eine zweite Reise nach Afrika zu sammeln. 1922 war er auch in Prag, unvergeßlich allen, die das Glück hatten, ihn zu sehen, die kraftvolle, schlichte, edle Menschlichkeit voll geistiger und heroischer Tatkraft zu erleben. Sein Vortrag voll plastischer Lebendigkeit behandelte das Thema, das 1923 bei Beck (München) in Buchform erschien: Kulturphilosophie, u. zw. erster Teil: „Verfall und Wiederaufbau der Kultur", zweiter Teil: „Kultur und Ethik". Die Entwürfe gehen bis auf das Jahr 1900 zurück; geschrieben sind die Bücher im Urwalde 1913 bis 1917. Im Jahre 1918 wird er schwer krank, muß operiert werden, 1924 erkrankte er wieder, trifft aber doch alle Vorbereitungen für die Reise nach Afrika; seine große manuelle Geschicklichkeit kommt ihm zu statten, er erfindet eine neue Art Tropenhaus. Er hatte in Hamburg Tropenkrankheiten und Geburtshilfe studiert und geht, so vorbereitet, im Frühjahre 1924 neuerlich nach Lambarene, — diesmal ohne seine Frau, die leidend mit ihrem Töchterchen im Schwarzwalde bleibt.

Seine neuerliche Tätigkeit bis Herbst 1925 schildern zwei Heftchen: „Mitteilungen aus Lambarene" (Paul Haupt-Verlag, Bern 1924 und 1926). Diese bescheiden und humorvoll und doch stellenweise mit dichterischem Schwunge niedergeschriebenen Notizen sind Dokumente edler Menschlichkeit und ethischer Größe.

Eine liebevolle und doch kritische Würdigung des Lebens und Wirkens Schweitzers hat kürzlich der Prager Philosoph Oskar Kraus unter dem Titel: „Albert Schweitzer, sein Werk und seine Weltanschauung" (Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg, 1926) in Buchform herausgegeben.

Ihr entnehmen wir über den Charakter Schweitzers folgende Stelle: „Wenn nach Schopenhauer Charakter definiert wird als jenes Moment, das bewirkt, daß die Reaktion auf dieselben Motive in jedem Menschen eine andere ist, so müssen wir Schweitzer als überragenden ethischen Charakter bezeichnen, weil jene ethischen Beweggründe nur bei wenigen Menschen die gleiche Willensentscheidung hervorgerufen hätten.

Wesentlich für Schweitzers Lebensgestaltung und Lebensauffassung ist seine tiefe Verankerung im Religiösen. Aber wie Kraus hervorhebt, fehlt ihm jede Zuversicht des philosophischen Theismus; er hat kein Vertrauen auf einen göttlichen Weltplan, er leugnet, daß die Ziele, die wir als wertvoll erkennen, als die Zwecke der Gottheit logisch erschlossen werden können. In keiner seiner Schriften findet sich ein Wort über die Frage der Unsterblichkeit."

Die Grundidee der Anschauungen Schweitzers hat er im Werke: „Kulturphilosophie" niedergelegt. Es ist ein Versuch, in einer Zeit des allgemeinen Kulturniederganges und Versagens der Philosophie wieder

ethischen Optimismus zum Besitz der Menschheit zu machen.

Die Kritik der Philosophie zwingt uns nach Schweitzer zur Resignation auf Erklärung der Welt und der Erkenntnis Gottes aus der Welt. Nicht aus der Anschauung der Welt kann man Sinn und Wert des Menschenlebens ableiten, sondern umgekehrt: aus der Ethik, aus der Lebensanschauung die Weltanschauung.

In unserem Innern erfassen wir den unendlichen Geist (Gott) als lebens- und weltbejahenden ethischen Willen, als Ehrfurcht vor dem Leben, die das Grundprinzip des Sittlichen angibt: gut = Erhalten, Fördern, Steigern der Lebenswerte, böse = Leben vernichten, Leben hemmen.

Die ethische Gottpersönlichkeit kann man nicht erkennen, man muß sie als den geheimnisvollen Willen in sich erleben. Dem Rationalismus setzt er die ethische Mystik gegenüber.

Ethik ist nach Schweitzer Streben nach innerer Vervollkommnung und vom Optimismus angefeuerter Kulturenthusiasmus. Der auf Brentanos Philosophie fußende Oskar Kraus nennt diesen Optimismus grundlos, er stellt ihn gleich dem „grundlosen Optimismus" des mährischen jüdischen Dichters, des blinden Hieronymus Lorm.

In unserem Kreise wird es interessieren, Schweitzers Auffassung über Ethik des Individuums und Ethik der Gesellschaft kennen zu lernen. Der Unterschied beider liegt in der verschiedenen Bewertung der Humanität. Diese besteht allgemein gesagt darin, daß nie ein Mensch seinem Zwecke geopfert werde. Die ethische Einzelperson will Humanität; die Gesellschaft kann sie nicht immer üben, sie verfolgt überpersönliche, unpersönliche Zwecke, sie kann das Glück der Einzelperson nicht in gleichem Maße gelten lassen. Wenn man nun dem Einzelnen unbedingte Hingabe an die Gesellschaft empfiehlt, so geht seine ethische Persönlichkeit verloren. Die Gesellschaft an sich kann also nie absolut ethisch sein, sie kann an die Gesinnung der Individuen appellieren, um das zu erreichen, was sie nicht durch Zwang erreichen kann. Sie nähert sich wirklicher Ethik, wenn sie sich mit der Ethik des Einzelnen auseinandersetzt und vom Individuum nur verlangt, was mit seiner Ethik vereinbar ist. Die Gesellschaft muß zur ethischen Persönlichkeit werden.

Man hat die Arbeit für eine Gesellschaft als unegoistisch, daher ethisch wertvoller bezeichnet, selbst wenn sie inhuman ist. Das ist falsch: Ethik muß immer mit Humanität parallel gehen.

Die Gesellschaft ist nicht Quelle der Ethik, sie hat nur die ethischen Gedanken von Generation zu Generation zu überliefern. Ethischer Erzieher ist nur der ethisch denkende, nach Ethik ringende Mensch. Weil man die Ethik der Gesellschaft überließ, ist die Kultur am Zusammenbruch. Wenn mit Schweitzer das Wesen der Kultur darin besteht, daß „die in unserem Willen zum Leben nach Geltung ringende Ehrfurcht vor dem Leben sich im Einzelnen und in der Gesellschaft immer mehr durchsetzt", — so kann Erneuerung der Kultur nur dadurch erfolgen, daß die Ethik Sache ethischer Persönlichkeiten wird.

Das Denken muß sich mit den Fortschritten des Wissens und Könnens, den Fortschritten der Vergesellschaftung (die beide große Gefahren in sich bergen) und mit den Fortschritten in der Geistigkeit auf Grund von Idealen auseinandersetzen.

Alle zwischen Menschen sich ausbildende Gemeinschaft muß der Er-

haltung, Förderung und Höherentwicklung von Leben und dem Aufkommen wahrer Geistigkeit dienen.

Diese kurzen Auszüge aus Schweitzers Hauptwerk sollen nur anregen, das Buch selbst zu lesen.

Emil Utitz sagte über dasselbe: „In diesem Buche liegt vor uns ein erschütterndes Dokument echter, ringender Menschlichkeit. Sie spricht nicht das letzte Wort über unsere Kultur, aber sie ist ein nicht unwichtiges Zeichen derselben. Hier erzittern Sehnsüchte, hier strafft sich ein Wille, der zu beachten ist.“

Und Oskar Kraus sagt am Schlusse seiner Studie über Schweitzer: „Alles, was er für Kunst, Wissenschaft und Religion getan, ist interessant und wertvoll. Aber dauernder und wertvoller als all dies ist, was er durch die Macht seiner Persönlichkeit und seines ethischen Willens Vorbildliches vollbringt. Die Menschheit ist reich an Männern, die Großes leisten in den einzelnen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens. Aber sie war und ist arm an großen, voranleuchtenden, selbstlosen Charakteren, an ethischen Willensmenschen. Solch ein Mann ist Albert Schweitzer. Er mahnt uns, daß wir nicht einig sein müssen in der Weltanschauung und in der Religion, aber einig in der Ehrfurcht vor allen Religionen, vor dem Geistigen in der Welt, vor dem Geheimnisvollen der Schöpfung, einig in der Lebensanschauung und Ethik, im Enthusiasmus für Kultur und Menschlichkeit. Er gibt uns den Glauben an die Menschheit, an die Einheit der Kultur wieder im Zeitalter des Weltkrieges, des Klassen-, Völker- und Rassenhasses.“

Zum Schlusse noch einige Worte über Schweitzers Wirken als Urwaldarzt. In seinem Urwaldbuche sagt er ausdrücklich, daß sein Werk überkonfessionell und international ist, weil er überzeugt ist, daß die humanitären Aufgaben in der Welt dem Menschen als solchem, nicht als dem Angehörigen einer Nation oder Konfession nahegebracht werden müssen.

Das körperliche Elend der Eingeborenen im Urwalde Afrikas zu lindern hat er sein Leben geweiht. Die große Schuld, die auf unserer Kultur lastet, daß wir die modernen Mittel der Heilkunde nicht den armen, unwissendenNaturvölkern zuteil werden lassen, will er mitsühnen helfen. Die Staaten müssen an dem Sühnewerke mithelfen, aber „der Staat allein kann Humanitätsaufgaben nicht lösen, da sie ihrem Wesen nach Sache der Gesellschaft und der Einzelnen sind“. Wir alle müssen helfen und den Anfang machen soll die „Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten“! Wer sind diese? Die an sich erfuhren, was Angst und körperliches Weh sind; sie gehören in der ganzen Welt zusammen. Wer vom Schmerz erlöst wurde, muß mithelfen, dem Schmerz und der Angst anderer zu begegnen. Wer durch ärztliche Hilfe aus Krankheit gerettet wurde, durch Operation von Qual und Tod bewahrt, muß mithelfen; wo das Todesleiden durch ärztliche Kunst sanft wurde, sollen die Hinterbliebenen mithelfen, das Humanitätswerk in den Kolonien zu fördern.

Wohl sagt mancher, das Elend in der Welt ist so groß, daß in unserem nächsten Kreise so viel zu tun ist, aber nahe und ferne Not sollen Menschen aus ihrer Gedankenlosigkeit wecken und einen neuen Geist der Humanität ins Leben rufen. Und jeder Einzelne kann viel Segensreiches wirken, mehr als das Geld und das Leben der sich Opfernden wert ist.

Aus anderen Distrikten.

Amerika.

Bei den diesjährigen Ferialzusammenkünften der Loge „Karlsbad", über die wir an anderer Stelle berichten, besprach Br. Ex-Großpräsident des II. Distriktes (Cleveland) Mr. Alfred A. Benisch in höchst interessanter Weise die Tätigkeit der amerikanischen Logen. Er führte u. a. aus:

„Seit jeher ist unser Orden der repräsentative Vertreter der amerikanischen Judenheit in allen öffentlichen Angelegenheiten, das einzige nationale Sprachrohr, das wir besitzen. Auch den europäischen Brüdern ist es bekannt, daß anläßlich der furchtbaren Pogrome in Kischinew im Jahre 1903 die amerikanische Regierung auf Veranlassung des Ordens ernstlichen Einspruch erhob, der dazu führte, daß die russische Regierung den Metzeleien Einhalt gebot. Unvergessen ist auch die Einflußnahme des Ordens in Angelegenheit einer verweigerten Einreisebewilligung für einen amerikanischen Juden nach Rußland, was zur Kündigung der Handelsverträge zwischen Amerika und Rußland führte. Der Orden B. B. hat sich dafür eingesetzt, daß die grausamen Immigrationsbeschränkungen gemildert werden, und was an solchen Milderungen durchgeführt wurde, ist auf den Einfluß unseres Ordens zurückzuführen. Er ist ferner mit aller Entschiedenheit gegen den in vielen amerikanischen Universitäten bestehenden Numerus clausus aufgetreten und hat die Ungesetzlichkeitserklärung aller derartigen Bestrebungen erwirkt.

In der Frage der Gewissensfreiheit hat der Orden in Amerika besonders im Kampfe gegen das „Bibellesen in den Staatsschulen" Bedeutendes geleistet. Als das Gesetz eingebracht wurde, in allen Staatsschulen obligatorisch die Lektüre des neuen Testamentes durchzuführen und so auch die jüdischen Kinder im christlichen Sinne zu beeinflussen, gelang es dem Orden, hier Abhilfe zu schaffen.

Wo immer Juden als Juden Unrecht geschieht, wo immer jüdische Interessen verletzt werden, treten jüdische Rechtsanwälte, Mitglieder des Ordens B. B., als Schützer und Verteidiger dieser Interessen auf.

Die bedeutendste Rolle aber spielt der Orden im Kampfe gegen den Antisemitismus und gegen seinen besonderen Vertreter, den Ku-Klux-Klan. Dieser Geheimorden, der im Jahre 1865 in den Südstaaten ins Leben trat, um den Einfluß der Neger bei Wahlen zu bekämpfen, der dann in Vergessenheit geriet, ist erst in den letzten Jahren mit erweiterter Parole zu neuem Leben erwacht. Seine Parole lautet jetzt: Amerika den Eingeborenen, den Protestanten und der weißen Bevölkerung, und sein Kampf geht also gegen Juden, Neger und Katholiken. In der letzten Zeit hat der Orden K. K. K., dem hervorragende Männer des öffentlichen Lebens angehören, den Versuch gemacht, bei den Regierungen der einzelnen Staaten und bei der Zentralregierung seine Anerkennung als „Nationale Organisation" durchzusetzen, was bei der ungeheueren Bedeutung, die eine solche Anerkennung für das öffentliche und Rechtsleben des amerikanischen Volkes gewinnen würde, ein unermeßlicher Schaden für alle Betroffenen und also auch für die jüdische Bevölkerung sein würde. Wenn man bedenkt, daß der K. K. K. gleichzusetzen ist den hakenkreuzlerischen Organisationen in Deutschland, den erwachenden Magyaren in Ungarn und den schwarzen Hundertschaften in Rußland, kann man ermessen, was es bedeuten würde, wenn einer derartigen Organisation offiziell die Berechtigung erteilt würde, sich nationale Organisation zu nennen. Der Orden K. K. K. ist ein Geheimorden im strengsten Sinne.

Als der gewesene h. w. Ordenspräsident Adolf Kraus den Kampf gegen die Anerkennung des K. K. K. als nationaler Organisation aufnahm, sah er bald, daß er nur dann mit vollem Erfolge bei den Behörden auftreten könne, wenn er alle Einwände mit ruhigem Gewissen beantworten könnte. Der Haupteinwand aber wäre der gewesen: Sie treten gegen einen geheimen Orden

auf und sind doch selbst der Vertreter eines Ordens, der auf Angehörige einer Rasse beschränkt ist.

Der Orden kann erst dann Erfolg in seinen Bestrebungen haben, wenn seine Vertreter sagen können: Wir vertreten eine Organisation von 80.000 amerikanischen und 30.000 nichtamerikanischen Juden, unsere Bestrebungen sind auf Wohlfahrt, Bruderliebe und Eintracht gerichtet, wir treten auf gegen Unwissenheit, Verleumdung und Angriffe auf die Ehre des jüdischen Namens. Unsere Arbeit liegt offen vor allen, die Interesse haben, sie kennen zu lernen, unsere feierlichen Formeln können von jedermann eingesehen werden. Es gibt kein Geheimnis, weder in den Sitzungen, noch in den Formen, noch in der Organisation.

Der Orden B. B. hat kein anderes Geheimnis als daß er frei von jedem Geheimnis ist. Darum können seine Sitzungen frei und jedermann zugänglich sein.

Warum sollten wir uns auch scheuen, unsere Arbeit frei und offen vor allen Menschen zu tun? Ist es notwendig, zu verbergen, daß wir Waisenhäuser gründen und erhalten, Heilstätten für Lungenkranke bauen, Spitäler errichten, den Opfern der Verfolgung und des Krieges zu Hilfe kommen, unsere Brüder zu vollwertigen Menschen erziehen?

Unser Orden will die jüdische Tribüne sein, auf der ein jeder zu Worte kommen kann, der Zionist sowohl wie der Nichtzionist, der Reformer und der Orthodoxe. Wir machen keinen Unterschied in der Aufnahme unserer Mitglieder, sofern sie nach Charakter, Erziehung und gutem Willen würdig sind, unter uns aufgenommen zu werden. Wir nehmen alle Juden auf, die wert sind, Juden genannt zu werden.“ — —

In einer Botschaft des h. w. Ordenspräsidenten an die amerikanischen Brüder vom 7. September d. J. wird Mitteilung davon gemacht, daß der Orden die Schaffung eines „erweiterten B'nai B'rith-Arbeitskomitees“ angeregt hat, dessen Präsident Br. Henry Monsky von Omaha (Nebraska) ist. Dieses Komitee soll sich vor allem mit der Förderung der Ordensziele auch unter Nichtbrüdern befassen. Alle Juden, ob Brüder oder Nichtbrüder, sollen zur Mitarbeit an allgemein jüdischen Fragen herangezogen werden.

Zur Hebung des Interesses an den Logenarbeiten werden unter die Logen, die während des Monates Oktober die perzentuell größte Beteiligung an den Sitzungen aufweisen, 500 Dollar in Wertgegenständen (Bücher usw.) verteilt.

Deutschland.

Nach dem Berichte in den Mitteilungen des deutschen Distriktes betrugen die Ausgaben für Wohlfahrtszwecke im Geschäftsjahre 1925/26 etwa eine Million Mark, wovon die Hälfte auf Unterstützung an Brüder, ihre Witwen und Waisen und auch an Außenstehende entfällt. Berücksichtigt man, daß die Inflation und die mit der Stabilisierung der Währung einsetzende Krise, die auch heute noch andauert, die Leistungskraft der Logen und einer großen Anzahl von Brüdern erschüttert, wenn nicht völlig vernichtet hat, so stellt das Wohlfahrtswerk des deutsch. Distriktes eine Tat dar, auf die der Orden mit Genugtuung hinblicken kann.

Dem vor Jahresfrist früh verschiedenen Br. E. M. Lilien, der durch seine Zeichnungen zu Rosenfelds „Lieder des Ghetto“, Münchhausens „Juda“ und zur Bibel berühmt wurde, ist am Jahrestage in Braunschweig ein Gedenkstein gesetzt worden. Vertreter des Verbandes bildender Künstler und des Staatsministeriums legten am Grabe Kränze nieder. Für die Großloge widmete Br. Expräs. Dr. Mielziner, für die Leopold Zunz-Loge Br. Expräs. Dr. Graetz, für die jüdische Gemeinde Br. Expräs. Dr. Regensburger herzliche Worte des Gedenkens. Für die Zionistische Vereinigung für Deutschland sprach Herr Ilberg-Wolfenbüttel.

Orient.

Der bisherige Großsekretär und Redakteur der Großlogenzeitschrift „Hamenora“, Dr. Yakir Béhar, hat seinen Wohnsitz nach Mailand verlegt. Die Großloge würdigt in der letzten Nummer der „Hamenora“ aus Anlaß seines Scheidens die großen Verdienste Béhars um den Orient-Distrikt und spricht ihm ihren Dank aus. Br. Béhar hat wiederholt seinen Distrikt in Amerika und auch bei uns vertreten.

UMSCHAU.

Br. Expräs. Dr. Gustav Haas — 70 Jahre alt.

Anfangs Oktober vollendet der vielverdiente Obmann des Redaktionskomitees unserer Zeitschrift, Br. Expr. Haas, sein siebzigstes Lebensjahr. Seine innige Vertrautheit mit der Geschichte unserer Logen — er ist 33 Jahre im Dienste des Ordens hervorragend tätig —, sein unermüdliches Interesse an allen Regungen des literarischen und publizistischen Lebens, seine Gabe, in allen Problemen die entscheidenden Momente herauszufinden, und vor allem die versöhnende, vorsichtige Haltung in allen Fragen des gemeinsamen Wirkens haben ihn allenthalben in unserem Logenleben seine führende Stellung gesichert. Seit je hat er auch außerhalb des Ordens eine maßgebende Rolle im jüdischen Leben gespielt; so ist er Obmann der Gesellschaft pro bibliotheca judaica. Darum werden sich dem Danke und den Glückwünschen der ihn verehrenden Brüder auch die Glückwünsche weiter jüdischer Kreise herzlich anschließen.

Zwei jüdische Meister.

Achad-Haam.

Uscher Ginzberg, der aus Rußland stammende Jude, der in der Welt des jüdischen Geistes unter dem Namen Achad Haam (Einer aus dem Volke) als Heros bewunderte, ist 70 Jahre alt geworden. Neben Bialik, dem Dichter, ist er, der Philosoph, der reichste Geist des heutigen Palästina und wie jede große Kulturpersönlichkeit nicht von einer Seite her erfaßbar. Die Erneuerung des Judentums, die man seit Moses Mendelssohn durch Europäisierung der Juden erhoffte, die Theodor Herzl politisch durch eine Konzentration der Juden in Palästina propagierte, sieht Achad Haam nur in der Möglichkeit, daß sich der jüdische Geist, d. h. jüdisches Gemeinschaftsleben, jüdische Kultur und Kunst organisch entwickle. Palästina ist ihm wichtig, nicht damit es irgendwo neben anderen Nationen auch noch die Spielart „Jude“ gebe, sondern damit der Menschheit jüdischer Geist schöpferisch erhalten bleibe. Wo immer heute über die kulturelle Renaissance der Juden gesprochen wird, steht man bewußt oder unbewußt unter dem Einflusse dieses Mannes, der prophetisch vor mehr als einem Menschenalter dem modernen Judentum seine geistigen Wege zum Bewußtsein brachte. Achad Haam ist Evolutionist. Er stellt sich aber (wie der bereits verstorbene hebräische Kulturhistoriker Salomon Schiller von ihm sagt) die Entwicklung der Geschichte nicht im Sinne Marx' als einen Klassenkampf um materielle Güter vor, sondern als einen Kampf der Ideen. Die Geschichte entwickelt sich nicht von unten nach aufwärts, sondern umgekehrt; sie wird von großen Ideen getragen und diese erzeugen als Resultante die Kultur. Ablehnend verhält sich Achad Haam gegen das versteinerte Judentum des Ghetto, das jede moderne Entwicklung hemme, aber noch schärfer wendet er sich gegen die Intelligenzler, die jede Liebe zu den Kulturwerten des Judentums verloren haben. „Es ist Zeit zu verstehen“, sagte er vor 30 Jahren, „daß die Idee der Erneuerung nur das Ziel habe, in den Mittelpunkt unseres Lebens das Streben des Herzens nach Einigung und Wiedergeburt zu stellen, das heißt, die freie Entwicklung des jüdischen Geistes nach allgemein-menschlichen Prinzipien.“ Zwei Bände seiner Sammlung von Aufsätzen „Am Scheidewege“ sind auch in deutscher Sprache im Jüdischen Verlag, Berlin, erschienen und seinerzeit von Br. Prof. Hirsch an dieser Stelle gewürdigt worden.

Richard Beer-Hoffmann.

Wenn man das Werk dieses Wiener Dichters, der vor kurzem 60 Jahre alt geworden ist, überschaut, so ist es seinem Umfange nach sehr bescheiden: Das Gedicht „Schlaflied für Mirjam“, die Neudichtung eines englischen Stückes „Der Graf von Charolais“ und das biblische Stück „Jaakobs Traum“. Daneben, weniger

bekannt, eine Erzählung „Tod Georgs“, ein Essay über Mozart und ein Gedicht „Altern“. Und trotzdem hat man das Gefühl: dieser sorgsame Dichter mit dem melancholischen Hange zu einer alltagsfremden Ästhetik hat nur eine Auswahl dessen gegeben, was er geschaffen hat. Er steht hart an der Grenze des Spielerischen, das nie neue Wege geht, er meistert die edle überlieferte Musik des Verses, er hat die gefährliche Kultur der Form. Was ihm aber dabei seine Größe gibt (und die Selbstkritik der Auswahl), das ist sein e t h i s c h e s E m p f i n d e n. Und dieses hat er b e w u ß t mit seinem Judentum verknüpft. Nie ist so ergreifend die Entstellung des Juden durch das Leiden gestaltet worden wie im roten Itzig im „Grafen von Charolais“ und niemand hat die geheimste Stimme des jüdischen Volkes, den demütigen Glauben an irgend einen heiligen Sinn seines weltgeschichtlichen Lebens, zum Tönen gebracht wie er in „Jaakobs Traum.” Und aus tiefer Ergriffenheit vor dem jüdischen Schicksal sind die vielbewunderten Verse des „Schlafliedes für Mirjam“ entstanden, welche die Trauer über die räumliche Einsamkeit in den Trost einer zeitlichen Verbundenheit hinüberleiten:

„Was ich gewonnen, gräbt mit mir man ein,
Keiner kann keinem ein Erbe hier sein —
Schlaf mein Kind — mein Kind, schlaf ein!

Schläfst du, Mirjam? — Mirjam, mein Kind,
Ufer nur sind wir, und tief in uns rinnt
Blut von Gewesenen — zu Kommenden rollt’s
Blut unsrer Väter, voll Unruh und Stolz.
In uns sind alle. Wer fühlt sich allein?
Du bist ihr Leben — ihr Leben ist dein —
Mirjam, mein Leben, mein Kind — schlaf ein!“

Die Geschichte des Völkerbund-Gedankens.

Der große sittliche Ruck nach vorn, den die europäische Geschichte durch Locarno und die jüngste Tagung des Völkerbundes zweifellos erfahren hat, bringt uns wieder zum Bewußtsein, wie große Ideen nur langsam sich verwirklichen, daß sie aber nicht untergehen und daß zeitweilige Rückschläge ihre Macht nicht lähmen. In dem dritten Bande der bei Meyer und Jessen (München) als Jahrbuch erscheinenden „D i o s k u r e n“, die hervorragende Beiträge aus allen Lebensgebieten enthalten und einen unerschöpflichen Stoff für Logenvorträge und Diskussionen darstellen (sie sollten in keiner Logenbibliothek fehlen!), skizziert Ludwig H e r z am Schlusse seiner Arbeit über Pazifismus und Politik die Geschichte des Völkerbundgedankens: „Der Gedanke ist zuerst rudimentär im B u n d e d e r A m p h i k t y o n e n verwirklicht. Er war kein Völkerbund im heutigen Sinne. Zum Schutze des allgriechischen Heiligtums gestiftet, beanspruchte er eine Rechtsprechung auf sakralem Gebiete, wollte aber auch für die Beachtung völkerrechtlicher Forderungen während eines Krieges sorgen. Der Gedanke tauchte dann bald nach dem Verfalle der Weltmonarchie wieder auf und zieht sich über Crucé, dem Abbé de St. Pierre, Bentham, Rousseau, Kant — um nur die bekanntesten Namen zu nennen — bis zu Wilson durch die Bücher der Staatsphilosophen. Nicht ohne Widerspruch zu finden oder als utopisch mitleidig belächelt zu werden; bekannt ist der Skeptizismus, mit dem ein Mann wie Leibnitz die Ideen St. Pierres beurteilte. Der erste p r a k t i s c h e Ansatz findet sich im Westphälischen Frieden.

Der F r i e d e v o n O s n a b r ü c k bestimmt in Artikel 17, daß alle Mitunterzeichner sich verpflichten, alle und jeder einzelne, die Bedingungen des Friedens zu verteidigen und zu schützen, ohne Unterschied der Religion. Bei einer Verletzung soll der Verletzte den Streit einer Vermittlung oder einem ordentlichen Gerichtsverfahren unterbreiten. Fällt im Laufe von drei Jahren keine Entscheidung, so sollen alle übrigen dem Verletzten mit Rat und Tat beistehen. D a m i t w i r d d e r G e d a n k e e i n e s p a z i f i s t i s c h e n V ö l k e r b u n d e s: überstaatliche Entscheidung, verwirklicht.

Ein weiterer Versuch überstaatlicher Organisation ist die Heilige Allianz. Im Aachener Protokoll vom 15. November 1818 ist ihr Zweck dahin umschrieben, den Frieden auf Grund christlicher Brüderlichkeit zu sichern. Die heute übliche Verurteilung des Bundes gibt ein typisches Beispiel, wie wenig wir uns lebendig in vergangene Zeiten zurückversetzen können. Sicher geht die reaktionäre, klerikale, legitimistische Tendenz der Allianz uns heute gegen den Geschmack. Aber wenn wir ihre Wirksamkeit aus der Perspektive der Befriedigung des jahrzehntenlang durch Kriege zerfleischten Europas betrachten, müssen wir Goethes anerkennendem Urteil beitreten.

Der letzte Schritt zur Lösung des Problems ist der Völkerbund des Versailler Friedens. Er ist das ureigenste Werk Wilsons, an dem er mit seiner an Eigensinn grenzenden Zähigkeit festgehalten hat und dem zuliebe er fast jeden seiner vierzehn Punkte hat denaturieren lassen. Es ist für den, der an die Unbesiegbarkeit der sittlichen Idee glaubt, befriedigend und beruhigend, daß Kants Schrift „Zum ewigen Frieden", die von den Zeitgenossen nicht gewürdigt wurde und keine sichtbare Spur hinterließ, in Wilson, der sie sicher nie zu Gesicht bekommen hatte, ihre Auferstehung feierte. Seine vierzehn Punkte sind nichts anderes als die sechs Präliminarartikel und die drei Definitivartikel Kants in die Terminologie unserer Zeit übersetzt. Auch das ist ein Beweis, daß das Sittengesetz unabänderlich ist, denn die Umwelt, die Ideenwelt des Amerikaners Wilson aus dem 20. Jahrhundert ist von der des Preußen Kant aus dem Zeitalter der Aufklärung grundverschieden.

Sicher gehen bisher die positiven Leistungen nicht über das hinaus, was internationale Vereinbarungen auch schon früher zuwege gebracht haben. Will aber die Welt zur Ruhe kommen, muß sie sich zu dem Völkerbunde, zu einem verbesserten, zu einem wirklichen, umgestalteten und ausgebauten Völkerbunde bekennen.

Und nicht nur die Vertreter im Bunde müssen einen Frieden — einen Frieden des Rechts, nicht einen Frieden der Unterdrückung — wollen; zwischen den Nationen muß die Verständigung geschaffen werden. Es ist der Augenblick gekommen, wo in den Schulen die Worte des Propheten zu lehren sind, „daß die Staaten ihre Macht nicht stützen auf die Menge ihrer Krieger, sondern daß Wohltat ihre Aussaat sei, daß der Ewige komme und Heil regnen lasse."

Die jüdischen landwirtschaftlichen Siedlungen in Rußland.

In der Zeitschrift „L'Univers Israélite" veröffentlicht J. Biélinky einen sehr instruktiven Artikel über die Leistungen der „Jewish Colonisation Association" in Rußland während der drei letzten Jahre. Bereits vor dem Kriege bestanden in der Ukraine 36 landwirtschaftliche Kolonien, die seit 1922 von der Ica wieder eingerichtet wurden. Über 1800 Pferde, 500 Kühe, 2900 Geräte wurden zur Verfügung gestellt. Der Boden hat eine Ausdehnung von über 100.000 Hektar. In den letzten zwei Jahren hat die Ica 722 Familien hier angesiedelt und ihre Arbeit über das ganze Land ausgedehnt. Das Kreditwesen hat demgemäß einen großen Aufschwung genommen. Gegenwärtig gibt es 231 Kreditanstalten; die Ica allein ist mit einem Kapital von über 3,000.000 Goldrubeln daran beteiligt. Auch der „Joint" und der „Ort" ist für die jüdische landwirtschaftliche Siedlung von höchster Bedeutung. So hat der Joint 7000 jüdische Familien in 50 neuen Kolonien angesiedelt; der „Ort" 4000 in Weißrußland und in der Gegend von Odessa. Vor allem sind es die amerikanischen Juden, welche die notwendigen Fonde liefern. In der Krim gibt es bereits 23 Kolonien mit einem Bodenausmaß von 28.000 ha, im Gouvernement Cherson 35 Kolonien, auf denen 2600 Familien wohnen. Auch in der Gegend von Leningrad gibt es seit kurzem eine jüdische Kolonie, andere sind in Sibirien und der Mongolei gegründet worden. Alle diese Unternehmungen sind aber nur darum möglich, weil die Regierung sie fördert. Die sogenannte Komzet hat nicht weniger als 565.000 Goldrubel für die jüdischen Siedlungen bewilligt und 250.000 Dollars für den Häuserbau.

Bücher und Zeitschriften.

Menorah.

Jüdisches Familienblatt.
Wien I/1, Fach 161.

Die Augustnummer dieser sehr abwechslungsreichen und fesselnden Monatsschrift bringt u. a. einen sehr wertvollen Beitrag Dr. Grunwalds über den Anteil der Juden an den geographischen Entdeckungen, Kunstbetrachtungen Josef Kalmers über den im Dezember 1925 in Paris verstorbenen, jüdischen, aus Polen stammenden Maler Eugen Zak und die südafrikanische Malerin Irma Stern. Markus Reiner bespricht die Musik in Palästina, S. H. Lieben veröffentlicht eine Monographie über den Prager Rabbi Eleasar Fleckeles. Siegfried Schmitz befaßt sich mit der modernen jüdischen Bühnengenossenschaft Habimah. Belletristische Beiträge von André Gide, dem berühmten französischen Dichter, von Kacér und E. G. Fried, sowie acht Kunstbeilagen ergänzen das Heft. — Die Septembernummer ist nicht minder trefflich redigiert. Wir verweisen nur auf Prof. Max Eislers Aufsatz über den neuen Geist der jüdischen Baukunst, auf den Artikel Sabbat von Dr. Feuchtwang und die „Jahresprognosen" von Dr. K. Kurrein. Wolfgang Weisl veröffentlicht Gespräche über Kunst, Judentum und Judenstaat. Das Heft enthält acht Kunstbeilagen.

Das Göttliche.

Eine Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Zeiten
von P. Th. Hoffmann.
Georg D. W. Callwey-Verl., München.

Hier ist durch eine sehr feinsinnige Gliederung die erhabendste Symphonie der Menschheit aus dem Wirrwarr der Überlieferung herausgehoben: die Rufe nach dem Göttlichen. China, Indien, Arabien, Babylonien, Ägypten und die vertrauteren Stimmen aus Hellas, aus dem Mittelalter, vor allem aber die Bibel und die großen religiösen Dichtungen bis Werfel sind hier vertreten. Dabei ist der Begriff des Göttlichen nicht dogmatisch genommen. Jede Ehrfurcht vor dem eigenen Ich, jedes tiefere Gefühl der Verbundenheit mit den Menschen und mit der Natur, jedes überrationale Staunen, jeder Dienst um eines sittlichen Zieles willen enthält die Ahnung des unbekannten Göttlichen. Wo immer man dieses herrliche Brevier aufschlägt, erkennt man, daß nichts die Menschen menschlicher macht, sie sonach eint und verbindet, als der Aufschwung zum Göttlichen. t.

Ferd. Gregorovius: Wanderjahre in Italien.

Verlag Wolfgang Jess-Dresden.

Italien liegt den Menschen Mitteleuropas wieder näher als sonst. Nicht das politische, sondern das wahre Italien der Natur und der Kunst, das von Jahrhundert zu Jahrhundert eine Renaissance des europäischen Menschen schuf. In andere Länder reist man, nach Italien pilgert man. Es ist zur Zeit Goethes nicht anders gewesen als zur Zeit Heyses und als heute, zur Zeit Hauptmanns und Čapeks. Um Italien wirklich zu erfahren, bedarf es der Kunst des Schauens und des Wissens. Der bloße Baedecker reicht nicht aus und die bloße Kunstgeschichte auch nicht. Es gibt hier gewiß kein besseres Werk als den unveralteten Gregorovius, dessen Neuausgabe von Dr. Fritz Schillmann besorgt, im Verlag von Wolfgang Jess-Dresden als handlicher Band auf Dünndruck erschienen ist, mit 60 zeitgenössischen Stichen, wahren Meisterstükken der Reproduktion, geschmückt. Als Ferdinand Gregorovius 1852 zum erstenmal nach Italien kam, erfüllte ihn noch der Glaube an sein Dichtertum; in Rom wurde er Geschichtsschreiber, so sehr überwältigte ihn die Größe der lebendigen Vergangenheit. Für eines seiner Werke wurde er, der Ostpreuße, zum Ehrenbürger Roms ernannt. Er war zum klassischen Schilderer und Führer berufen: er war Künstler und Historiker zugleich. Wer durch Italien reisen will, wer sich an die Reise mit ganzer Lebensfrische erinnern will, ja wer nur einen Hauch von Italiens Geist verspüren möchte, vertiefe sich in dieses Buch. Es gibt für einen Juden kaum eine interessantere Lektüre als das ergreifende Kapitel über das Ghetto und die Juden in Rom. Hier ist in den engen, leidvollen

Winkel eines abgesprengten Teiles der Judenheit die ganze Weltgeschichte projiziert und doch wird auch hier die wunderbare Kraft des in Kunst und Leben siegenden jüdischen Gedankens offenbar. Die „Wanderjahre“ von Gregorovius sind ebenso ein kulturhistorisches wie kulturerweckendes Werk; sie sind nicht bloß ein Bericht, sondern auch ein Bekenntnis. F. T.

Friedrich Karinthy: Bitte Herr Professor!

Bilder aus der Mittelschule.

Vernay-Verlag, Wien.

Diese Geschichten des bekannten ungarischen Autors gehören zu seinen lustigsten. Der Knabe Karinthy geht jeden Morgen zur Schule mit täglich neuen Ausflüchten, Listen und Entschuldigungen. Er betrachtet die Schule als eine unabwendbare, unangenehme, aber doch auch komische Begebenheit. Alte Erinnerungen steigen bei der Lektüre auf, die eine Quelle schuldloser Heiterkeit sind. Heiterkeit aber ist innere Freiheit. a.

André Baillon: In Holzschuhen.

Herz-Verlag, Wien.

Die heimliche Sehnsucht nach dem Lande, nach Wald, Hof und umfriedetem Grün wird kein Städtler los. Mit einem entzückenden Humor versetzt uns Baillon in das Landleben eines Menschen, welcher der steifen, pathetischen Stadt überdrüssig, nichts anderes als ein Mensch sein will. Stark und frisch ist die Sprache des Buches (von Rose Richter ausgezeichnet verdeutscht), in der Schilderung der vlämischen Heide und der Verbundenheit mit der Natur an Hamsuns „Pan“ gemahnend, köstlich die plastische Gestaltung der Nachbarn, am köstlichsten die Figur des Hundes Spitz und der schneeweißen Hühner. Wenn man durch tausend spannende Episoden genießerisch am Schlusse anlangt, erkennt man mit einemmal auch den sittlichen Grundton des Romans: die Gottessuche eines heiteren Menschen. b.

Alexandra Kollontay: Wege der Liebe.

Malik-Verlag, Berlin.

Klar und scharf zeichnet Alexandra Kollontay in ihren drei Erzählungen Liebe, Ehe und Privatleben der Frau im heutigen Rußland. Neu ist dabei ihre Art, vom Standpunkte der Frau auszugehen und sie hemmungslos sprechen und handeln zu lassen. In einer ihrer Erzählungen können wir geradezu die Entwicklungsphasen der modernen Frau, von der edlen Liebesauffassung der Großmutter über die revolutionären Neigungen der Mutter zur kommunistischen, fast nur physischen Liebe der Tochter verfolgen. Das soziale Wohl, die Arbeit, die Genossen stehen allen Gefühlen voran. Das Ich hat zurückzutreten und so hört die Frau scheinbar auf, Weib zu sein. Aber nur scheinbar. Denn hier entstehen die neuen und doch ewigen Konflikte. In die verschiedensten Bedingungen hineingestellt, bleibt sich überall die Menschennatur gleich. a. m.

Personalnachrichten.

Sterbefälle.

Br. Dr. Otto Brunner, gestorben am 22. Juni 1926, eingeführt in die w. „Freundschaft“ am 15. Mai 1926.

Br. Paul Sauer, gestorben in Wien am 23. Juni 1926, geboren in Pilsen am 18. Feber 1891, eingeführt in die w. „Bohemia“ am 1. April 1922.

Br. Wilhelm Getreuer, gestorben am 4. August 1926, geboren in Libochowitz am 1. November 1864, eingeführt in die w. „Freundschaft“ am 5. April 1919.

Br. Samuel Nettel, gestorben am 8. August 1926, geboren in Großbock am 1. Dezember 1843, eingeführt in die w. „Philanthropia“ am 27. März 1895.

Br. Dr. Gustav Popper, gestorben am 6. September 1926 in Auscha, geboren in Wien am 11. Dezember 1871, eingetreten in die w. „Freundschaft“ am 15. Oktober 1921.

Br. Wilhelm Oesterreicher, gestorben am 11. September 1926, geboren in Arnau am 1. Oktober 1846, eingetreten in die w. „Praga“ am 6. April 1902.